

## = Kapitel 78 =

### Der Hauptmann von Batavia.

Wir müssen nun eine neue Hauptperson einführen, deren frühere Schicksale wir in eine besondere Erzählung kleiden wollen, und versetzen uns dazu in eine Gegend Mitteldeutschlands.

Auf einem der Hügel, welche das Tal in weitem Kreise umschlossen, stand ein Wandersmann und blickte auf das zu seinen Füßen liegende Städtchen hinab. Hinter den letzten Häusern erhob sich ein größeres, rotes Gebäude, auf dem freien Platze exerzierten Soldaten, dann kamen gleich Felder und Wiesen, die, da in dem Tale weitere Gehöfte fehlten, alle zu dem schloßähnlichen Herrenhaus gehören mußten, das sich im Hintergrunde auf einer bewaldeten Anhöhe erhob.

„Alles noch so! Nur Militär hat es noch bekommen, Infanterie, wohl ein Bataillon. Das wäre ja ausgezeichnet, wenn ich...“

„Zeigen Sie mir doch mal Ihre Papiere.“

Ein Gendarm wars, ein alter Wachtmeister mit weißem Schnauzbart, der sich lautlos über das weiche Moos ihm genähert hatte.

Seine Neugier war auch berechtigt. Der Wandersmann mochte ja erst 30 Jahre zählen, das ist aber für einen Handwerksburschen mit Felleisen und Knotenstock schon ein verdächtiges Alter, und nun war auch sein Aussehen durchaus kein vertrauenerweckendes. Der Anzug vor Staub gar nicht zu erkennen, die Stiefeln ohne Hacken, die Krempe des alten Strohhutes nur noch aus einzelnen Halmen bestehend, und darunter ein dunkelgebräuntes, verwetternes und verwittertes Gesicht, von einem wildwuchernden blonden Vollbarte umrahmt, von zwei furchtbaren Narben durchzogen.

Lächelnd blickte dieses Gesicht, in dem die blauen Augen lustig blitzten, den alten Gendarm an.

„Sie leben auch noch, Herr Wachtmeister Schultze? Das freut mich.“

„Ach was, keine Vertraulichkeiten hier, ob Sie mich kennen oder nicht. Ich kenne Sie nicht. Zeigen Sie mir mal Ihre Legitimationspapiere.“

„Solche, wie Sie wünschen, habe ich nicht.“

„Aha! Wie heißen Sie?“

„Arthur Hennig.“

„Was sind Sie?“

„Walfischjäger. Haben Sie keine Beschäftigung für mich? Im Sommer schippe ich auch gern Schnee.“

„Warte, alter Freund! Wo sind Sie gebürtig?“

„Von dort unten.“

Der Gendarm stutzte.

„Sie sind aus Beheim?!“

„Ja. Eigentlich geboren bin ich dort im Schlosse.“

„Und Artur Hennig heißen Sie? Herr Gott, da sind Sie doch nicht etwa...“

Der Wandersmann nickte.

„Der werde ich wohl sein. Der Erbe von jenem Rittergute—gewesen.“

Der Gendarm machte eine Bewegung, als wolle er die Hände überm Kopfe zusammenschlagen.

„Artur Hennig! ja, jetzt erkenne ich Sie wieder, so furchtbar Sie sich auch verändert haben. Mein Gott, so weit mußte es kommen!“

Er wolle ganz wehmütig werden, wie er den vor ihm Stehenden betrachtete, raffte sich auf, wurde wieder dienstlich.

„Wo kommen Sie her?“

„Von Amerika, von Neuyork.“

„Zu Fuß?“

„Nein, mit ‘n Schiffe. Das heißt, von Bremen aus bin ich zu Fuß gelaufen, das stimmt.“

„Haben Sie denn gar kein Geld?“

„Plenty.“

„Sprechen Sie deutsch.“

„Geld haufenweise.“

„Warum sind Sie denn zu Fuß gelaufen?“

„Weils mir Spaß macht.“

„Gewöhnen Sie sich doch diesen Spott ab, da werden Sie nicht weit kommen!“ sagte der martialische Wachtmeister in fast bittendem Tone.

Vor elf Jahren noch hatte dieser jetzige Landstreicher für ihn manchen Schoppen bezahlt, manches „Bäffschteck“, hatte ihm die Zigarren händevoll in die Taschen gesteckt, das Stück nicht unter 8 Pfennig. das war ihm jetzt höchst fatal.

„Macht denn das Marschieren keinen Spaß?“

„Dann werden Sie jetzt genug solchen Spaß bekommen.“

„Jawohl, ich weiß, was Sie meinen.“

„Sie sind als fahnenflüchtig registriert.“

„Als fahnenflüchtig? O nein, das bin ich nicht.“

„Sie haben sich Ihrer Dienstpflicht entzogen.“

„Das ist etwas ganz anderes. Bisher. Ich komme eben aus Amerika, um meiner Militärflicht zu genügen.“

„Das ist etwas spät.“

„Oder zu früh. Ich hätte noch zehn Jahre warten müssen.“

„Sie werden sofort als unsicherer Heerespflichtiger eingezogen.“

„Deshalb komme ich ja eben her. Herr Wachtmeister, Sie können doch etwas dazu tun, daß ich hier in Beheim ankomme.“

„Das geht mich nichts an. Haben Sie sich schon in Bremen oder sonstwo gemeldet?“

„Nein.“

„Warum nicht?“

„Nu, weil man mich dann sofort festgenommen und in die nächste Kaserne gesteckt hätte.“

„Sie hätten sich aber sofort beim Betreten des deutschen Bodens beim nächsten Bezirkskommando melden müssen. Da Sie das unterlassen haben, werden Sie nun sofort hier eingestellt.“

„Na ja, das will ich doch.“

„Kommen Sie mit.“

Sie schritten den Weg zur Stadt hinab.

Der alte Gendarm dachte und sann über die Veränderlichkeit des Schicksals.

Auch er war hier geboren, war natürlich nicht von Kindesbeinen an hier Gendarm gewesen, hatte aber mit seiner Heimatstadt immer die engste Fühlung gehabt, hatte in der nächsten Garnison gedient, bis zum Feldwebel und als solcher noch gar zu lange, nun war er doch schon wieder 14 Jahre hier Gendarm. Er kannte alles, alles.

Schon der Urgroßvater dieses jetzigen Landstreichers hier war der reichste Bauer im ganzen Kreise gewesen, der Großvater hatte vollends alles unter seinem Zepter, unter seiner Mistgabel vereinigt, der Vater Hermann Hennig, noch das Rittergut dazu erworben, das renovierte Schloß zu seiner Residenz machend.

Es war ein prächtiger Mensch gewesen! Ein feiner Mann, ein generöser Mann, der lebte und andere leben ließ. Und dabei der tüchtigste Landwirt, im Sommer vom ersten bis zum letzten Sonnenstrahl im Sattel, auf den Feldern, abgesprungen und mit einem Scherzwort selbst sich mit in die Räder gestemmt, wenn der schwere Wagen im Moraste stecken blieb, und es brauchte nicht sein eigener Wagen zu sein, einmal war es auch der von dem schlimmen Neidhart gewesen, dem Prozeßhansel, der ihn wegen jeder Kleinigkeit verklagte.

Und er hatte eine nicht minder prächtige Frau, eine Uradelige, eine hochgebildete Dame, die hatte ebenfalls viel Geld mitgebracht—und sie hatte doch wie eine echte Bäuerin aus der alten Zeit das Brot für den Hausbedarf stets selbst gebacken, den Teig selbst angerührt und gewirkt, hatte früh dem Briefträger das Butterbrot stets selbst geschmiert und belegt, dem auf dem Rittergut vorsehenden Gendarmen manches Schnäpschen eigenhändig eingeschenkt.

Und der Artur hier, das einzige Kind, das war auch so ein prächtiger Junge geworden. Wie hätte es denn auch anders kommen sollen. Andere Eltern in solchen Verhältnissen hätten doch aus ihm sicher einen Offizier gemacht. Zumal da die ganze männliche Verwandtschaft der Mutter des Kaisers Rock trug, die Offiziere aus der nahen Residenz fortwährend in dem gastfreien Schlosse lagen. Das Rittergut konnte er später doch immer noch übernehmen.

Aber der Junge hatte so schnell als möglich die Schulbank verlassen und praktischer Landwirt werden wollen. Die Eltern waren freudig damit einverstanden gewesen. Auf der Realschule sein Einjähriges gemacht und nun ganz zum Vater gekommen. Zu lernen brauchte Artur ja nichts mehr. Der hatte schon als achtjähriger Knirps den schwankendsten Heuwagen durch die schwierigste Passage gelenkt. Was Ökonomie und Agrikultur studieren! Das hatte der alles schon mit der Muttermilch eingesogen. Dann im faulen Winter wurden große Reisen gemacht, da lernte der Junge Land und Leute kennen, bekam Weltschliff. Bis nach Ägypten und Palästina waren sie gekommen, obgleich es damals noch gar nicht solche Gesellschaftsreisen gab.

Da war das Unglück über sie hereingebrochen; Schlag auf Schlag war es gegangen. Der totale Zusammenbruch eines Bankhauses—alles bare Geld futsch. Eine uralte Hypothek fällig, die einzige, aber auch sehr hohe, bisher unkündbar gewesen. Bürgschaft für einen Verwandten geleistet, der eine riesige Zuckerfabrik baut, eine Kleinigkeit für den reichen Hennig—jetzt begräbt die zusammenstürzende Fabrik ihn unter ihren Trümmern. Das Geld so teuer, daß eine zweite Hypothek nicht unter sechs Prozent zu haben ist. Der Inspektor hat die Hagelversicherung zu erneuern vergessen—und die ganze Ernte hagelt zusammen. Eine Viehseuche. Und so fort.

Zwei Jahre hatte er noch gewürgt, hatte gekämpft wie nur ein ganzer Mann kämpfen kann. Dann war er plötzlich verschwunden gewesen. Hatte vorher noch zu Gelde gemacht, was noch zu Gelde machen war. Ganz korrekt war er ja dabei nicht gewesen. Aber der rechtschaffendste Mann in Beheim, dessen Gewissen ein rohes Ei war, sagte, daß er an Hennigs Stelle noch etwas ganz anderes getan hätte. Die Geschädigten waren nur Wucherer, Halsabschneider.

Den achtzehnjährigen Artur hatte er mitgenommen. Eine Abmeldung hatte es natürlich nicht gegeben. Bis nach Holland konnten die Gläubiger die Spur verfolgen. Dann verschwand sie für immer. man hatte niemals wieder von den beiden gehört.

Und jetzt nach elf Jahren tauchte dieser Artur Hennig, seinerzeit gewissermaßen der Kronprinz von Tal und Stadt Beheim, hier wieder auf, als Landstreicher! Denn ganz abgesehen von verstaubtem Anzug und durchlöcherter Strohhut und hackenlosen Stiefeln—wer gar keine Ausweispapiere hat, das ist ein Landstreicher—besonders für einen Gendarmen.

„Wie gings denn?“ brach der alte Wachtmeister das Schweigen.

„Schwer gewürgt, aber immer fidel dabei geblieben.“

„Der Vater?“

„Der ist gleich damals noch auf der Reise im Hospital in Amsterdam gestorben. Bekam auf der Straße einen Lungenschlag.“

„Ach jeh!“

„Na, er hatte einen ganz leichten Tod, ging ganz fröhlich von hinnen. Um mich hatte er keine Sorge, das war ihm wohl die Hauptsache.“

„Na und Sie?“

„Ich ließ mich in der holländischen Fremdenlegion anwerben, ging nach Java.“

„Ach herrjeh!“

Der Wachtmeister hatte einen Bekannten gehabt, der war auch holländischer Fremdenlegionär gewesen. Der konnte etwas erzählen, wies dort zuing! Schon dieser Transport!

„Auch gegen die Chinesen mitgemacht?“

Er meinte die ständig im Aufruhr liegenden Atschinesen, ein kriegerischer Malayenstamm auf Sumatra.

„Aber feste!“

„Daher wohl die Narben im Gesicht.“

„Habe lange daran gelegen.“

„Ja, ich weiß, die langen Krise, wie die Dinger heißen, flammenähnliche Schwerter, und mit vergifteten Pfeilen schießt die Bande. Auch einen abbekommen?“

„Davon bin ich glücklicherweise verschont geblieben.“

„Wie lange sind Sie denn dabei gewesen?“

„Auf sechs Jahre muß man sich verpflichten. Die habe ich durchgemacht.“

„Es zu etwas gebracht?“

„So weit man es dort zu etwas bringen kann.“

„Unteroffizier geworden?“

„Ja, der bin ich gewesen.“

„Da haben Sie noch Glück gehabt.“

„Ja, das hatte ich auch.“

„Denn dort geht's ja genau so zu wie in der französischen Fremdenlegion, noch schlimmer. Fremde haben gar keine Chancen, am wenigsten Deutsche.“

Ich weiß alles. Als wäre ich selber drüben gewesen. Na und dann, als Sie entlassen wurden?“

„Da ging ich nach Amerika.“

„Gearbeitet?“

„Aber feste!“

„In der Ökonomie?“

„Nein, im Tran—Walfischtran.“

„Sie sind doch nicht wirklich auf einem Walfischjäger gewesen?“

„Nein. In einer Fabrik, einer Raffinerie. In San Franzisko.“

„Ich dachte schon, auf so einem Schiffe. Das soll ja ein Hundeleben sein. Ich weiß alles. Geld verdient?“

„O ja, ganz hübsch.“

„Auch was mitgebracht?“

„Na, ein paar hundert Dollar sinds.“

„Haben Sie die mit?“

„Sogar einstecken.“

„Und da laufen Sie zu Fuß her?“

„Warum denn nur nicht, wenns mir Vergnügen macht.“

„Doch nicht etwas auf dem Kerbholz?“

„Gar nichts.“

„Auch nicht von da drüben?“

„Absolut nicht. Unschuldig wie ein neugeborenes Kind.“

„Hören Sie, falls Sie hier eingestellt werden—weil Sie Geld haben—ich will Ihnen einen guten Rat geben. Der Major Grüttner ist ein patenter Mensch, ist wie ein Vater zu seinen Leuten. Aber wehe dem Unteroffizier, der von einem Soldaten auch nur eine Zigarre annimmt! Der fliegt! Wenigstens wenns zum zweiten Male vorkommt. Da kann der Major zum spionierenden Horcher werden. Und wenn ein Soldat dem Unteroffizier zum zweiten Male etwas anbietet, nur eine Zigarre, das gilt als Bestechungsversuch! Da gibt's beim Major Grüttner kein Erbarmen.“

[ *Originalseiten 1935 bis 1938 fehlen.* ]

„Das habe ich nicht nötig, Herr Unteroffizier.“

„Aha! So! Das haben Sie nicht nötig! Nein, da haben Sie recht, das haben Sie wirklich nicht nötig. Ich bitte Sie höflichst um Entschuldigung, Herr Hennig.“

Ehe der Unteroffizier seine Stiefeln selber putzen mußte, kamen die Polacken und stritten sich um die Ehre, sie ihm ablecken zu dürfen.

Armer Rekrut! Nicht etwa, daß ihm auch nur versehentlich einmal auf die Hühneraugen getreten wurde. Keine Kniebeuge und dergleichen. So etwas gabs hier nicht! Aber seine eigenen Stiefeln mußte er jetzt wichsen, immer und immer wieder. Sie waren einfach noch nicht blank genug. Wenn die anderen ihre Freizeit hatten, mußte Artur wichsen, immer wichsen, wichsen. Und die Stiefeln dazwischen wieder einmal einschmieren und dann abermals blank wichsen, wichsen, wichsen. Und dagegen war absolut nichts zu machen.

Die Einzelausbildung war beendet, Artur wurde der Korporalschaft eingereiht. Die Polacken mußten regelmäßig nachexerzieren, bekamen keinen Urlaub, durften überhaupt nicht ausgehen, hatten auch Sonntags nachmittags Stubenarrest, und Artur gehörte mit zu ihnen. Und der mußte außerdem noch seine Stiefeln wichsen.

Endlich wollte sich des Korporalschaftsführers Groll gegen ihn, der sich sonst tadellos betrug, doch einmal legen, als Artur beim Bajonettfechten, das in

der holländischen wie auch in der französischen Armee ganz intensiv betrieben wird, täglich mehrere Stunden, das Unglück hatte, seinem Unteroffizier eins in den Bauch zu geben, daß ihm Hören und Sehen und Atem verging.

Das hielt der für Revanche, jetzt mußte Hennig erst recht Stiefel wichsen, dazu kam noch fortwährendes Bettmachen und dergleichen. Nun verlor aber auch Artur endlich die Gelduld, er freute sich immer aufs Bajonettfechten, bis ihn einmal der Unteroffizier vornehmen mußte, dann vertobackte er diesen nach allen Regeln der Kunst, und das kam umso öfter vor, weil Leutnant Tönnchen seine helle Freude daran hatte, den „Hauptmann von Batavia“ mit seinem Unteroffizier immer wieder zusammenzubringen.

Doch wir greifen durch Namen vor.

Jedenfalls also konnte durch solche Sachen zwischen den beiden keine Harmonie entstehen, der Unteroffizier wußte sich schon wieder zu revanchieren. Aber vergebens bemühte er sich, diesen Teufelskerl in den Kasten zu bringen oder ihm wenigstens eine Stunde Strafexerzieren aufzuhängen.

Artur hatte zu seinem Gesuche den vorschriftsmäßigen Weg betreten. Er kam vor den Hauptmann, vor den Major, wurde weiter nichts als über ganz Sachliches gefragt. Daß er einst der Kronprinz von Beheim gewesen war, auf dessen Vaters Schloß die Offiziere der Residenz ständig zu Gast gewesen, das wußte man hier nicht, das hatte bei der ganzen Sache ja auch gar nichts zu sagen, und ebensowenig fragten ihn der Hauptmann und der Major, wie es ihm in der holländischen Fremdenlegion gegangen sei und was er in Amerika getrieben habe.

„Können Sie beweisen, daß Sie Ihr Einjähriges gemacht haben?“

„Dieses Schulzeugnis habe ich mir bereits verschafft und es mit eingereicht.“

„Hatten Sie denn im Auslande keine Gelegenheit, sich als Heerespflichtiger beim deutschen Konsul zu melden?“

Ja, die hatte er genug gehabt, das mußte er gestehen; er hatte es aber eben nicht getan.

„Ich werde Ihr Gesuch weiterbefördern. Aussicht haben Sie keine.“

Schon nach acht Tagen kam es abschlägig beschieden zurück.

Es wurde in der Kompanie bekannt. Jetzt war er der „Zweijährig-Unfreiwillige“, der von allen Seiten gehänselt wurde. Bis er wieder einen anderen Namen bekam.

Der zweite Leutnant seiner Kompanie war ein von Tonn, genannt Tönnchen. Ein kleines, dickes Männchen mit bartlosem, unschuldigem Kindergesicht, ein possierliches Kerlchen. Sehr eitel, war der einzige, der ein Monokel trug, das pomadisierte Haar bis in den Nacken gescheitelt, nach Parfüm duftend, die Taille zu schnüren versucht, die Brust ausgestopft, im Gehen sich in den Hüften wiegend, immer an einem unsichtbaren Bärtchen drehend—sich seiner unwiderstehlichen Manneschönheit bewußt.

Dazu paßte schlecht, daß sein Waffenrock ständig am Hals und an den Ärmeln einen merklichen Fettrand zeigte, die Hosen waren auch nur so, und die Stiefeln hatten es manchmal sehr nötig, vom Schuster wieder officerswürdig gemacht zu werden.

Im übrigen ein sehr tüchtiger Offizier, auf den auch der Bataillonskommandeur die größten Stücke hielt, das merkten sogar die Soldaten, wie zum Beispiel beim Felddienst, da war es immer nur Leutnant von Tonn, bei dem alles tadellos geklappt hatte, und ferner wußten auch die Leute, daß dies eine Strafversetzung war, vor noch gar nicht so langer Zeit war er erst wieder von der Festung gekommen, hatte ein Duell gehabt, in dem er Sieger geblieben, mit einem

Kameraden, der ihn gehänselt hatte. Er war hier auch Turn- und Fechtlehrer der Offiziere.

Und nun außerdem zu den Leuten ein geradezu liebenswürdiger Vorgesetzter! das sah man ihm auch gleich an. Ein ewig heiteres, selbstzufriedenes Gesicht; wemns nur irgend ging, pfiff oder trillerte er vor sich hin „*Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida*“—ein anderes Lied schien er nicht zu kennen.

Wie Artur zum ersten Male mit zum Kompanieexerzieren angetreten war, Leutnant Tönnchen die Front abschrift, blieb er vor ihm stehen.

„Was ist denn das für ein Neuer? Ach so, der Hauptmann von Batavia.“

Da war dieser Name zum ersten Male geprägt worden. Es blieb nicht bei diesem einen Male. Der Leutnant richtete selbst.

„Sie da—mit den Schmarren—der Hauptmann von Batavia—etwas mehr raus!“

Seitdem war Arthur der Hauptmann von Batavia. Von der holländischen Fremdenlegion erzählen brauchte er nicht, wurde nicht gefragt. Von wem denn? Er kam ja fast gar nicht aus der Stube heraus, nur zum Dienst. Die Polacken sprachen ihr Kauderwelsch, die wußten überhaupt gar nichts von Indien, der Unteroffizier war sein Todfeind.

Eines Mittags, als die Polen noch beim Essen saßen, während der Hauptmann von Batavia schon wieder an seinen Stiefeln putzen mußte, wurde „Ordnung!“ gerufen, Leutnant Tönnchen trat ein, winkte ab, auch dem Unteroffizier, der die Stubenmannschaft voll zur Stelle meldete.

„Schon gut. Haben Sie nicht einen Burschen für mich? Ich brauche sofort... ach, da bin ich wohl in die Polackenstube geraten. Halt, da ist ja mein Hauptmann von Batavia. Hat der Mann eine Strafe?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Haben Sie Lust, mein Bursche zu werden?“ wandte sich Tönnchen jetzt an den mit Stiefel und Bürste Strammstehenden, der ohne Vollbart trotz der furchtbaren Narben noch gar nicht so alt aussah, mit seinen neunundzwanzig Jahren unter den anderen gar nicht auffiel.

„Zu Befehl, Herr Leutnant!“ erklang es ohne Zögern.

„Aber Sie müssen auch wirklich Lust haben, ich kommandiere Sie nicht etwa dazu.“

„Ich habe wirklich Lust dazu, Herr Leutnant.“

„Gut. Sie müssen aber sofort kommen, ich brauche Sie. Pfitzmann, der Stromer, sitzt wieder im Loch. Haben Sie schon gegessen? Gut. Hier haben Sie meinen Schlüssel. Rosengasse Nummer acht, erste Etage, vornheraus. An der Tür steht mein Name. Sie treten ins Entree, gehen durch den Salon in mein Schlafzimmer—rechts, nicht links!—da sehen Sie einen kostbar geschnitzten Kleiderschrank, den öffnen Sie, gleich vorn hängt eine Uniform, die reinigen Sie. Und ob Sie die Reinigung dieser nicht zu verwechselnden Uniform zu meiner Zufriedenheit ausgeführt haben, davon wird es abhängen, ob Sie mein Bursche werden oder nicht. Ich kann nur einen intelligenten Mann gebrauchen. Fort!“

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

So war Artur doch noch Bursche geworden, er, der ehemalige Kronprinz von Beheim. Die Stiefelwichserei hatte seinen Stolz gebrochen.

Ach, wenn ers nur bleiben könnte! Gerade bei diesem Leutnant. Da hatte er aber erst seine Aufgabe zu lösen. Wenn er nun die richtige Uniform nicht fand? Die falsche reinigte? Gleich vorn sollte sie hängen—ja, was heißt in einem gro-

ßen Kleiderschrank gleich vorn? Woran sollte man denn erkennen, daß sie nicht zu verwechseln sei?

Er kam wirklich zum ersten Male ins Städtchen. Viele, viele erkannten ihn. Nicht aus eigener Erinnerung, sondern weil der Gendarm von ihm erzählt hatte, von seinen zwei mächtigen Narben im Gesicht. Das fiel doch gleich auf!

„Herr Hennig, ist’s denn möglich?! Artur! Der Hauptmann von Batavia!“

So klang es ihm wiederholt entgegen und nach. Aber weder der Herr Hennig, noch Artur, noch der Hauptmann von Batavia, was also auch schon bekannt war, hielt sich auf, der dachte nur immer an das Entree, den Salon, das Schlafzimmer rechts, den kostbar geschnitzten Kleiderschrank und an die gleich vorn hängende, nicht zu verwechselnde Uniform.

Er kannte noch jede Straße, jedes Haus. Wenn sich auch manches verändert hatte.

Rosengasse Nummer acht? Das war damals ein auffälliges Häuschen gewesen, unten ein Kohlenschuppen, hatte überhaupt nur eine...

Natürlich, so war es ja auch noch heute! Unten der Kohlenschuppen, dann eine Etage mit kleinen Fenstern und darüber kam gleich das Dach. Und ein hintenheraus gabs ebenso wenig wie früher.

Da hatte sich Leutnant Tönnchen hochnobel ausgedrückt: Erste Etage vornheraus. Anders konnte man hier überhaupt nicht wohnen.

Quietschende Stufen, die ganz vorsichtig behandelt sein wollten. Einige Türen, aus der einen roch es nach Schusterpech, aus der anderen nach kleinen Kindern, und an der in der Mitte ein wirklich prachtvolles Schild, *Theodor von Tonn, Leutnant* und so weiter, auf himmelblauem Grund Gold gemalt mit wunderbaren Schnörkeln und Arabesken, mit einer ganz komplizierten Kerbholzschnitzerei eingerahmt.

Er schloß auf. Finstere Nacht gähnte ihm entgegen. Doch es war nur ein Vorhang, der in halber Armeslänge noch das Licht abspernte. Nach Zurückschlagen dieser Portiere befand er sich im... Entree? Nein, schon im Salon. Das Entree hatte er bereits passiert, das hatte eben in der schmalen Spalte zwischen Tür und Vorhang bestanden, in der sich auch ein Schlangemensch nicht hätte umdrehen können.

Aber dieser Salon nun—ei, der war ja prächtig! Alles Schnitzerei. wohin man auch blickte—allüberall schönes Kerbholzschnitzwerk! Nur durfte man nicht gar so genau hinblicken, den Untergrund nicht untersuchen. Der prachtvolle Tisch zum Beispiel war im Grunde genommen das allergeeinsten, wurmstichigste Möbel, aber ganz mit Kerbholzschnitzerei benagelt, aus gespaltenen Zigarrenkistchen bestehend, die Nägelchen mit goldenen Köpfchen. So auch die Stühle, von denen das ganze Dutzend in der Auktion für fünf Groschen zu haben war, zu wertlos, um sie noch zu Feuerholz zu zerhacken, das war inwendig von Würmern schon mehlig gemacht, aber nun durch die geschnitzten Zigarrenholzbrettchen mit den goldenen Nägelköpfchen einfach prachtvoll herausstaffiert. Und so auch die Wände eine einzige Kerbholzschnitzerei und alles, wohin man nur blickte.

Links eine Tür, natürlich ebenfalls mit Schnitzerei benagelt, und rechts dergleichen eine Tür. Diese also führte in das Schlafboudoir. Merkwürdig, daß sie gar keine Klinke hatte. Und als Artur daran stieß, erschrak er fast. Die Tür und die ganze Wand erzitterte, schaukelte in wellenförmigen Bewegungen.

Es war einfach ein Vorhang, ein Lappen, der wieder mit solchen zahllosen Kerbholzstreifen beklebt war, hier nicht angenagelt, sondern mit Golddraht angeheftet



Hinter diesem geschnitzten Holzvorhang nun wirklich das Schlafboudoir, mit Bett und Waschtisch, wieder die elendsten Möbel, zu schade für eine Rumpelkammer, aber wieder so prächtig mit geschnitzten Stengelchen und Scheibchen und Kreuzchen herausstaffiert, über dem Bett auch so eine geschnitzte Holzdecke. Artur lüftete sie einmal—darunter Pferdedecken, ohne Überzüge. In diese wickelte sich, der Herr Leutnant von Tonn einfach ein, lag gleich auf der Matratze—wenns nicht ein Strohsack war.

Und nun vor einem Mauerwinkel wieder solch ein holzbesetzter Vorhang, das konnte nur der „kostbar geschnitzte Kleiderschrank“ sein. Artur schlug den klappernden Lappen zurück und—dahinter hing einsam und verlassen eine einzige Hose! Um ja keinen Irrtum entstehen zu lassen, daß diese einzige Hose diejenige Uniform sei, welche gereinigt werden sollte, sah aus der einen Tasche die mit reicher Kerbschnitzerei versehene Kleiderbürste heraus, aus der anderen die Klopfpeitsche mit nicht minder kunstvoll geschnitztem Griff. Und darüber auf einem Kerbholzbrettchen stand eine halbgefüllte Benzinflasche, der Kork mit einem kerbgeschnitzten Kränzchen umgeben.

Als Artur diese einsame Hose hängen sah, sich dabei noch einmal die ganze, komplizierte Instruktion vergegenwärtigte, wie die zu reinigende „Uniform“ zu finden sei, mußte er erst einmal herzlich lachen.

Dann nahm er die Hose. Die hatte eine gründliche Reinigung allerdings sehr nötig. Leutnant Tönnchen mußte sich mit ihr geradezu in einem Saucenopf gebadet haben. Der Stoff war sonst noch ziemlich gut.

Der Hauptmann von Batavia klopfte sie zunächst auf dem Flur gründlich aus, dann wollte er sie im Salon mit Benzin vornehmen, wozu auf dem Brettchen ein weißer Lappen lag. Dem Benzin war eine gute Dosis starkes Parfüm zugesetzt. Daher also duftete Leutnant Tönnchen immer so schön, welchem Duft sich aber noch ein anderer, merkwürdiger Geruch beimischte. Doch mit Benzin war da nicht viel zu machen, der alte Fremdenlegionär wußte bessere Mittel. Er ging schnell hinunter und hinüber zum Drogisten, ließ sich auf kein freudiges Wiedersehen ein, kaufte etwas Ammoniakgeist und einige andere geheimnisvolle Substanzen, die überall zu haben sind, von denen aber „niemand nichts weiß,“ daß sie auch zum Fleckreinigen gut sind.

Nun begann im Salon das große Werk. Aber auch sonst behandelte er die Hose in eigentümlicher Weise. Eine reichgeschnitzte Kommode war vorhanden, mit vier Schubladen, unverschlossen. Mit Hilfe der obersten wurde der Hosenbund festgeklemmt, in die unterste das Ende der Beine, dann zog er die mittleren Schubladen heraus, bis das Tuch ganz straffgespannt war, so bearbeitete er es mit den Chemikalien, dabei zur Stütze nur die Hand unterlegend, eine Seite nach der anderen.

Nach einer halben Stunde war er mit seinem Werke zufrieden. Die Hose machte einen ganz neuen Eindruck. Zumal dadurch, daß sie jetzt so geglättet war, die üblichen Falten der Neuheit zeigte. Durch das Spannen zwischen den Schubladen. Nur hatte sie dort, wo man sich draufsetzt, ein gerissenes Dreieck. Ohne erst hier nach Nähzeug zu suchen, öffnete Artur, gleich das Richtige ahnend, die linke, wirkliche Zimmertür, in eine wirkliche Kammer führend, die noch einen Ausgang zum Flur besaß.

Hier hauste Pfitzmann, der bisherige Bursche, der jetzt im Loche saß oder heute noch hineinkam, mit einem Strohsackbett, einer Decke, Tisch, Stuhl, Petroleumlampe und Kleiderkiste, ohne alle Kerbholzschnitzerei.

Die Kleiderkiste war offen, oben auf den hineingestopften Sachen, alles so liederlich, wie jeder geborene Offiziersbursche ist, lag das Nähzeug, zwar nur

den zehnte Teil von dem enthaltend, was es nach Vorschrift enthalten sollte, aber doch wenigstens eine einzige Nähnadel und weißen und schwarzen Zwirn.

Der Hauptmann von Batavia „wiebelte“ das Dreieck zu, mit einer Geschicklichkeit, um die ihn mancher Flickschneider beneidet hätte, brachte seine Chemikalien hinüber in die Burschenstube, wartete der Dinge, die da noch kommen sollten, brauchte nicht lange zu warten.

„*Studio auf seiner Reis‘, jubheidi, jubheida, ganz famos zu leben weiß..*“

### Illustration

So trällerte es auf der Treppe, deren Stufen unter den elastischen Turnersprüngen gar keine Zeit zum Quietschen hatten.

„Da sind Sie ja. Uniform gefunden? Fertig?“

Mit unerschütterlichem Diensternst präsentierte Artur die Hose. Leutnant Tönnchen nahm sie, betrachtete sie von allen Seiten erstaunt, mißtrauisch, mit neuem Staunen!

„Was soll denn das? Wo haben Sie denn die her? Das ist doch nicht meine Hose? Die ist doch ganz neu?“

„Zu Befehl, das ist des Herrn Leutnants Hose.“

„Ja, den Knopf hier habe ich mir selber angenäht, das stimmt, aber hier war doch ein Loch, ein Triangel!“

„Das habe ich zugestopft. Hier war es.“

Ja, nun mußte es der Leutnant glauben, und doch betrachtete er noch immer staunend das Kleidungsstück, das er nur in einem ganz anderen Zustande kannte.

„Wie haben Sie denn das nur gemacht?! Die alte Hose ist doch wieder ganz neu geworden? Wie haben Sie denn nur die Falten hineingebracht?“

Der neue Bursche, der er allerdings noch nicht so ganz war, erklärte es ihm an der Kommode.

„I, das ist großartig! Das müssen Sie sich patentieren lassen! Dafür kriegen Sie sofort eine Million! Sie sind überhaupt ein Patentmensch! Es ist ja wahr, ich habe ein ganz besonderes Benzin, meine eigene Erfindung, für die ich sofort eine Million bekäme, aber so wußte Pfitzmann die Flecke damit doch nicht herauszumachen. Das Tuch ist ja ganz wie neu geworden.“

„Das hat auch nicht allein das Benzin gemacht, Herr Leutnant.“

„Was denn sonst?“

Artur zählte die Chemikalien auf, die er dazu verwendet hatte, Tönnchen ging mit hinüber, besah sich die Flaschen, machte dazu etwas große Augen.

„Das haben Sie wohl erst gekauft?“

„Jawohl, drüben beim Drogisten.“

„Gleich bezahlt?“

„Zweiundfünfzig Pfennige.“

Das Kindergesicht bekam noch viel größere Augen.

„Zweiund—fünfzig—Fenge?! Ja, Mensch, Sie denken wohl, ich bin ein Millio—när?!“

Er zog ein Portemonnaie, das sehr geschwollen aussah, brachte daraus 45 Pfennige in Nickel zusammen, ging hinüber, kramte in seiner Kommode und kam mit sieben einzelnen Pfennigen zurück. Artur hätte sie am liebsten nicht angenommen, aber davon konnte natürlich keine Rede sein.

„Da haben Sie. Ich bin natürlich sehr zufrieden, daß Sie meine Hose so weit gebracht haben, aber ein ander mal kaufen Sie nichts für mich, was ich Ihnen

nicht direkt heiße, auch nicht für einen Pfennig. Verstanden? Also Sie können mein Bursche bleiben, wenn Sie wollen. Pro Monat den üblichen Taler. Sie schlafen hier, essen aber mittags in der Kaserne. Richten Sie sich heute nachmittag hier ein, ich brauche Sie heute nicht mehr. Wenn Sie ihr Zimmer mit künstlerischen Kerbholzschnitzereien verzieren wollen, die können Sie von mir in Menge bekommen, mit nur ganz kleinen, unsichtbaren Fehlern. Pfitzmann verstand nichts von Kunst. Wenn Sie Zigarrenkisten auftreiben können, die kaufe ich Ihnen mit 10 Pfennig pro Stück ab, mit sehr dicken Brettern auch mit 15 Pfennig. Ihr bekommt solches Zeug doch geschenkt. Bei unsereinem will so ein Händler an so einer Kiste immer gleich Millionär werden.“

Leutnant Tönnchen griff in die Tasche der gewölbten Brust, brachte ein zusammengequetschtes Zigarrenkistchen heraus, betrachtete es liebevoll.

„Ja, und sonst: Ich gebe Ihnen einen Dauerurlaubspa für die ganze Nacht. Ich bringe meinem Burschen immer Vertrauen entgegen. Pfitzmann, so intelligent er sonst auch war, hat es mißbraucht. Der ist gleich drei Tage nicht nach Hause gekommen. So mißbraucht ein Schwein seinen Dauerurlaubspa, aber kein anständiger Offiziersbursche. Ein anständiger Bursche hat einen anständigen Dienstbesen oder eine solide Köchin, die am Tage arbeitet. Ich würde Ihnen zu einer Köchin raten, wenn Sie sonst noch nichts haben. Pfitzmann war nächtelang fort und hat am Tage hier geschlafen, wenn er überhaupt nach Hause kam. Das dulde ich nicht. Keinen nächtlichen Besuch! Auch am Tage nicht! Wenn Sie von einer anständigen Person besucht werden, von Ihrer Mutter oder von Ihrer wirklichen Braut, so ist das etwas ganz anderes. Das erlaube ich. Sie wissen genau, was ich meine. Wenn Sie dumm wären, dann könnten Sie nicht so gut schießen und fechten und turnen. Ich habe Sie schon immer im Auge gehabt. Sie sollen sich hier zu Hause fühlen, sich gemütlich einrichten und nicht wie Pfitzmann hier wie ein ungebildetes Schwein leben. Lesen Sie gern? Dort unter der Kommode finden Sie einen ganzen Haufen Bücher, Zola und Jules Verne und Schopenhauer und die Marlitt und Paul de Kock und Fichte und andere schöne geistige Literatur. Aber nur anständige Bücher gibt's bei mir! Sie können die ganzen zwei Jahre bei mir sein, Sie unsicherer kantonist, und so einen Offizier finden Sie nicht wieder! Aber halten Sie sich danach! Und—was ich noch sagen wollte: wenn Sie leere Zigarrenkisten auftreiben können, die kaufe ich Ihnen ab. Und wenn Sie täglich eine Million bringen. Sonst noch was? Dann gibt's zwischen uns weiter keine Aussprache.“

Mit demselben unerschttlichen Ernst, wie ihn jetzt das blhende, sonst so heitere, runde Kindergesicht zeigte, hatte Artur den Vortrag angehört.

„Darf ich aus der Menage treten?“

„Aus der Menage? Das gibt's für Offiziersburschen gar nicht.“

„Ich habe genügenden Zuschuß...“

„Ach so! Das ist etwas anderes. Sie können natürlich essen, wo Sie wollen, da mache ich Ihnen doch keine Vorschriften. Auch hier auf Ihrem Zimmer können Sie essen, sich das Mittagessen hier nebenan aus der Restauration holen. So hats Pfitzmann auch sehr oft gemacht. Aber die fünfunddreißig Pfennige Menagegeld bekommen Sie nicht aus der Kaserne. Sonst noch etwas?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Gut. Ihr Schlüssel steckt dort drin. Einen Hausschlüssel müssen Sie sich selbst besorgen. Ich brauche Sie erst morgen früh um sechs wieder. Zu welchen bestimmten Stunden ich Sie sonst brauche und was Sie da zu machen haben, werde ich Ihnen noch sagen, respektive schreibe ich das von Fall zu Fall dort immer auf die Schiefertafel. Jetzt gehen Sie zur Kaserne und holen Ihre Sachen.

Als Bursche abkommandiert gemeldet sind Sie schon. Gehen Sie einmal zu Pfitzmann, sprechen Sie mit ihm, er wird noch auf seiner Stube sein, Nummer 15.“

Der nunmehr angenommene Bursche trottete sich. Noch im Laufe desselben Tages erfuhr er alles, was er wissen wollte, nicht nur von Pfitzmann, der das Burschenleben überdrüssig geworden—er war dabei ganz auf den Hund gekommen—der auch nur noch wenige Wochen vor sich hatte und der trotz seiner unfreiwilligen Entlassung noch von Leutnant Tönnchen nur in Begeisterung sprach.

Das ganze Städtchen wußte es, wovon der Leutnant glaubte, daß niemand etwas davon wisse.

Es war nämlich das reine Hungerleben, was dieser adlige Leutnant führte. er hatte einmal viel Geld gehabt, oder vielmehr sein Vater, aber das war schon längst vorbei. Von keiner Seite Zuschuß mehr. Hatte absolut nichts weiter als monatlich seine 80 Mark.

Ein Glück für ihn war es, daß der Bataillonschef seine Offiziere nur bei unumgänglichen Pflichten im Kasino versammelt sehen wollte, sonst konnte jeder leben wie er wollte, brauchte niemals ins Kasino zu kommen, was ja nicht etwa in jeder Garnison der Fall ist.

Immerhin, mit monatlich 80 Mark auszukommen, das ist für einen Leutnant ein Kunststück. Dieser adlige Leutnant, der einst in dulci júbilo gelebt, brachte es fertig. Aber freilich wie! Besonders die Gewinnung seines täglichen Mittagessens war schon eine ganz komplizierte Geschichte.

Wir müssen den ehemaligen Burschen wieder in die Gegenwart rücken.

Pfitzmann mußte also in der Kaserne essen, tat es auch wirklich. Scheinbar aber holte er sich sein Mittagessen nebenan aus einer kleinen Arbeiterkneipe, für 50 Pfennig Suppe, gekochtes oder gebratenes Fleisch, Kartoffeln, Gemüse und auch noch ein großes Stück Brot. Das kaufte ihm der Leutnant nobel für 55 Pfennig ab.

Der Bursche holte sich Wurst, Schinken, Käse, natürlich immer dort, wo es am billigsten war, brachte es meist aus der Kantine mit—Leutnant Tönnchen kaufte es ihm mit einem kleinen Zuschlage ab.

Der Leutnant rauchte leidenschaftlich, Pfitzmann gar nicht. Aber er mußte so tun, als ob er rauche, mußte sich Knaster kaufen, das Hundertgrammpäckchen womöglich nur für einen Groschen, Fünf- und Vierpfennigzigarren—Herr Leutnant von Tonn stänkerte damit seinen künstlerisch geschnitzten Salon voll.

So kam er mit den 80 Mark aus. Und wenn der liederliche Pfitzmann nun mittags einmal nicht zu Hause war? Na, dann sparte der Leutnant eben seine 55 Pfennige, knabberte Brot und Speck, womit er Fleisch und Butter zu vereinen wußte, und wenn er das nicht zu Hause hatte, dann hungerte einstweilen, bis der Bursche wiederkam und aß dann auf einen Sitz gleich ein ganzes Kommissbrot auf.

Das alles wußte das ganze Städtchen. „Der lebt wie Leutnant Tönnchen.“ Das war ein Schlagwort geworden, um eine ganz sparsame Lebensweise, bei der man aber doch möglichst viel genießen wollte, äußerlich auftrat, zu bezeichnen. Es wurde ja viel gelacht, sogar gespottet, aber... im Großen und Ganzen stand Leutnant von Tonn doch im höchsten Ansehen, und zwar gerade bei den angesehensten Personen des Städtchens.

Die Hauptsache war ja, daß er keine Schulden machte. Es wäre doch spaßhaft gewesen, wenn dieser Leutnant, ob nun adelig oder nicht, nicht alles geborgt bekommen hätte. Natürlich hätte es einmal eine Grenze gegeben, aber die

war doch sehr weit gesteckt. Doch Leutnant Tönnchen blieb keinen Pfennig schuldig! Wenn die neue Uniform und die neuen Stiefeln kamen, wurden sie sofort bar bezahlt. Das machten die anderen Offiziere nicht, wenn sie vielleicht auch hatten. Und nicht etwa, daß er auswärts größere Schulden auf Wechsel und dergleichen gehabt hätte. Der fürchtete keinen Besuch eines Gläubigers, der konnte jeden Brief mit Ruhe öffnen. So etwas hat man in solch einer kleinen Garnison, wo man sich für alles interessiert, doch sofort heraus.

Und diesem Hungerleben und allem sonstigen Elend hätte Tönnchen mit einem Schlage ein Ende bereiten können! Er brauchte nur seine zehn Finger auszustrecken, und zehn reiche Mädchen hingen daran, unter denen er hätte wählen können.

In dem alten Städtchen gab es schwerreiche Familien. Da war zum Beispiel der Holzhändler Noak, der im ganzen Bezirk alle Bäume abgehackt hatte, die er abhacken durfte, ein doppelter Millionär, mit nur einem einzigen Kinde, einer heiratsfähigen, sehr, sehr hübschen Tochter, deren Hasenscharte man fast gar nicht bemerkte, in einem Pensionat erzogen, so daß sie nur dann und wann „mir“ und „mich“ verwechselte, und daß sie „nunger“ anstatt „hinunter“ sagte und jeden Satz mit einem „niwwer?“ schloß, was „nicht wahr?“ bedeuten sollte, außerdem sich bei einem Besuch im Vogtland das schöne „gelle heh?“ angewöhnt hatte, das hatte doch gar nichts zu sagen.

Leutnant Tönnchen hätte nur anzuklopfen brauchen. Der Holzhändler hätte sich noch bei Lebzeiten von einer sauer erhackten halben Million getrennt. Sofort! Und nicht etwa, daß da jeder andere Leutnant hätte kommen können. Gotte bewahre! Ein Graf hätte umsonst angepocht. Gabs nicht. Das kennt man schon. Zwei Millionen sind schneller verfeuert als zusammengehackt. Aber hier, dieser Hungerleutnant—vor dem riß Stadtrat Noak schon am anderen Ende der Straße den Hut ab.

Aber Leutnant Tönnchen pochte eben nicht an. Nun gut, so pochte man bei ihm an.

Es gab viele Gelegenheiten, bei denen die Offiziere mit den besseren Bürgerkreisen zusammenkamen. Kaisers- und Königsgeburtstag, Reunion, Wohltätigkeitsfest des B. F.S.V. Z.B.C.N.U.S.J.M.W.S.—Beheimer Frauen-Strick-Verein zum Bekleiden christlicher Negerkinder unter sechs Jahren mit wollenen Strümpfen—dessen Präsidentin die Frau Kommandeuse war, und ähnliche Anlässe mehr.

Immer war Leutnant Tönnchen der Umschwärmteste. Erstens weil er wirklich wie ein Gott tanzte, und zweitens, weil er eben derjenige war, welcher. Der seiner Frau das Wörtchen „von“ verlieh und dem der Papa auch das Geld anvertraute, weil der doch nicht alles in leeren Zigarrenkisten vermöbeln konnte.

Besonders war es immer Fräulein Noak, welche die verwegenen Versuche machte, ihn vollends zu ködern, wenn sie ihn einmal erwischt hatte.

„Hier isses doch furchtbar heiß, niwwer? Wollen mir nich e bißchen in dn Garten nunger gehen, gelle heh?“

Aber Tönnchen ging nicht mit nunger, oder nur dorthin, wos im Garten ganz hell war. Denn trotz seinem unschuldigen Kindergesicht hatte er es doch ganz tüchtig hinter den Ohren, hatte gar scharfe Augen—er war ja auch Fechtmeister—sah die Mama Noaken immer zum Sprunge bereit im Hinterhalt stehen.

Als es auf diese Weise nicht ging, versuchte man es auf andere, um sein stolzes Herz zu rühren. Oder es mochte auch wirkliches Mitleid sein, daß man dem Hungerkünstler anonyme Schinken und Würste, ganze Kisten mit Fressalien zuschickte. Vergebens. Leutnant Tönnchen überwies alles sofort dem Armen-

haus. Einmal auch 500 Mark, worüber im Stadtblättchen quittiert werden mußte; *von Leutnant Th. von Tonn im Auftrage eines edlen Unbekannten.*

Und als dann der Wohltätigkeitsbasar veranstaltet wurde, da hatte Leutnant Tönnchen eine ganze Batterie von gestickten Hausschuhen und Pantoffeln, Schlummerrollen, Zigarrenetuis mit seinem eigenen Monogramm und ähnlichen Sachen gestiftet, lauter weibliche Handarbeiten.

Von da an hörten die anonymen Sendungen auf. Nur einmal kam etwas an, und mit diesem Geschenk wurde Leutnant Tönnchens schwächste Seite getroffen, da sollte er einen harten Kampf mit sich selber durchzufechten haben: Eine ganze Waggonladung leerer Zigarrenkisten.

Ja, damals sollte er, wie der indiskrete Pfitzmann verraten hatte, in seinem künstlerisch geschnitzten Salon schwer mit sich gerungen haben. Aber er war der stolze Sieger geblieben. Der Kutscher hatte mit seinen leeren Zigarrenkisten wieder abfahren müssen.

Dabei aber spekulierte er wirklich auf eine reiche Frau, da sagte er selbst. Ja, was wollte er denn eigentlich? Eine mit einer Milliarde oder doch mit hundert Millionen, so ein amerikanisches Goldfischchen? Da konnte er wohl lange warten, da gab es denn doch noch andere als solche Tönnchen.

Nun, er sagte es wiederum selbst, was er eigentlich wollte, natürlich nicht zu den heiratsfähigen Töchtern oder deren Eltern, sondern zu seinen Freunden.

Dann überzeugte er sich, daß sein Poposcheitel in tadelloser Ordnung war, klemmte das Monokel ein, drehte an seinem unsichtbaren Bärtchen und erklärte:

„Nicht nur dreierlei, sondern viererlei verlangt Leutnant Theodor von Tonn von seiner zukünftigen Gemahlin: erstens sehr viel Geld; zweitens sehr viel Schönheit; drittens sehr viel Bildung; viertens sehr viel Rrasse. Überhaupt etwas ganz Exklusives. Das ist für mich gerade gut genug. Ich weiß, was ich wert bin, und billiger verkaufe ich mich nicht. Bis dahin wird weiter an einer Brotkruste und einem Schinkenknochen geknabbert.“

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Dies alles hatte Artur noch im Laufe des Nachmittags erfahren, besonders an einem arbeitsscheuen Stammtisch, an dem er einigen Stunden verbracht, an dem schon sein Vater manchmal gegessen hatte.

„Mit dem Essen, das Du für ihn holen mußt, als wäre es für Dich, wird er schon selber zu Dir kommen!“ hatte Pfitzmann zu seinem Nachfolger gesagt. „Daß Du nicht etwa davon anfängst.“

Hatte der eine Ahnung!

Als er gegen Abend mit seiner Kleiderkiste unterwegs war, kaufte er sich einige Kleinigkeiten, die er bisher vermißt oder noch gar nicht gebraucht hatte, da er ja noch gar nicht aus der Kaserne herausgekommen war.

„Haben Sie nicht ein paar leere Zigarrenkisten?“

Ein halbes Dutzend war da, das Stück einen Groschen.

Der neue Bursche hielt seinen Einzug in die Kammer, die unterdessen von seinem Vorgänger geräumt worden war. Drüben brannte schon Licht, Tönnchen piffte sein *Studio auf seiner Reis'*, schien gar nicht fortgewesen zu sein. Um ihn zu kümmern hatte sich der Bursche natürlich nicht, wenn er nicht gerufen wurde, und sein Kommen würde schon gemerkt werden.

„He, Hauptmann von Batavia!“

Tönnchen saß in Hemdsärmeln am Tisch, bearbeitete im Scheine der Petroleumlampe gespaltene Zigarrenkistenbrettchen mit dem Messer, hatte auch eine Laubsäge und andere Werkzeuge daliegen.

„Haben Sie sich eingerichtet?“

„Ich bin gerade dabei, Herr Leutnant.“

„Haben Sie Zigarrenkisten gesehen?“

Freudestrahlend nahm Tönnchen das halbe Dutzend in Empfang, das Kindergesicht war wirklich von seliger Freude ganz verklärt, und doch glaubte Artur darin nebenbei einen leisen Zug von Kummer zu entdecken, dessen Ursache übrigens gar nicht schwer zu erklären war.

„Was haben Sie dafür bezahlt?“

„Zehn Pfennig fürs Stück, Herr Leutnant.“

„So. Hm. Das sind sie ja auch wert. Sehr schönes Holz, amerikanische Zeder. Das ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie daran gedacht haben. Nun bringen Sie mir aber vorläufig keine mehr, bis ich es Ihnen sage. Hier haben Sie zwei Mark. Siebzig Pfennige davon gehören Ihnen. Jetzt gehen Sie mal hinunter in die Restauration von Winkler, da ist heute Schlachtfest, holen Sie mir eine Bratwurst mit Sauerkraut. Kostet dreißig Pfennige. Lassen Sie sich einen großen Klecks Senf auf den Teller geben. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Halt! Warten Sie mal noch. Für wen sollen Sie die Bratwurst holen?“

Aha, jetzt kam es!

„Für mich selbst!“

Da mit einem Male wurde das heitere Kindergesicht furchtbar ernst, böse, die kurzen, sehr kräftigen Finger begannen auf dem Tisch zu trommeln, mit fast finsternen Augen blickte er den Burschen an.

„Für—Sie—selbst?! wer hat Ihnen denn das gesagt? Etwa ich? Oder Pfitzmann? Oder wer sonst? Gut! Ich will es gar nicht wissen! Mir ist etwas zu Ohren gekommen! Lächerlich! Sie gehen in die Restauration und sagen mit vernehmlicher Stimme: eine—Bratwurst—mit—Sauerkraut—für—Herrn—Leutnant—von—Tonn! Verstanden? Der Herr Leutnant bittet um einen Klecks Senf. Verstanden? Und dann gehen Sie nebenan zum Krämer und sagen mit vernehmlicher Stimme: fünf Zigarren zu fünf für—Herrn—Leutnant—von—Tonn—und noch fünf Zigarren zu vier Fengen für Herrn—Leutnant—von—Tonn! Verstanden? Gehen Sie!“

Ganz bestürzt verließ Artur das Zimmer. Und dann stieg es diesem dreißigjährigen Manne, der die Welt gesehen, der doch unter ganz besonderen Verhältnissen noch seiner Dienstpflicht genügte, plötzlich siedendheiß zum Herzen empor.

Gerede war es gewesen und war es noch, nichts als Gerede!

Diesen braven Spießbürgern hier genügte es schon, daß dieser junge Leutnant mit seinen 80 Mark auskam, ohne Schulden zu machen, das achteten sie schon hoch.

Aber was in diesem Manne sonst noch für ein Charakter steckte, das ahnten sie nicht, konnten sie nicht verstehen, das ging über ihren Horizont. Sie schlossen eben von sich auf andere, in aller Ehrenhaftigkeit.

Dieser Leutnant mit dem Kindergesicht—mochte er auch als Mensch seine Schwächen haben—war ein ganzer Mann vom Scheitel bis zur Sohle!

Und wie er den neuen Burschen in seine Wohnung geschickt hatte, wie er sie beschrieb, das Entree und so weiter, in dem kostbar geschnitzten Kleider-

schränk gleich vorne die erste Uniform, nicht zu verwechseln—das war einfach Humor gewesen, spottende Witzelei über sich selbst und seine Verhältnisse.

Aber so etwas, wie er es sicher immer machte, wur hier natürlich nicht verstanden. Und der Leutnant hielt es doch nicht etwa für nötig, seinen Burschen darüber aufzuklären, wie das nur ein Witz gewesen sei. Der belustigte sich eben selbst in dieser Weise. Als Artur mit dem Gewünschten zurückkam, fragte der Leutnant nicht erst, ob der Bursche das auch so verlangt hatte. Das war für ihn ganz selbstverständlich und er befand sich wieder in rosiger Laune.

„Schön, mein Hauptmann von Batavia. Aaah, das ist wohl eine extra lange Wurst. Wie sies nur für dreißig Pfennige herstellen! Stimmt das Geld? Hier haben Sie einen Groschen.“

Natürlich, weil er seinem Burschen fürs Holen ganz unnötiger Weise immer noch extra etwas gab, eben bei aller Dürftigkeit und Sparsamkeit immer noch nobel, mußte ers dem „abkaufen“!

Ebenso natürlich aber hatte der Bursche den Groschen zu nehmen, durfte dafür kaum ein „danke, Herr Leutnant“ sagen.

„Herr Leutnant?“

„Was gibt's noch?“

„Darf ich Briefe an mich hierher adressieren lassen?“

„Selbstverständlich.“

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Die Tage vergingen. Artur putzte, klopfte und bürstete, wischte die Dielen, stäubte im Salon ab oder saugte vielmehr mittels eines ingeniös erdachten Apparates, von Leutnant Tönnchen selbst aus einer alten Radluftpumpe gefertigt, den Staub aus den zahllosen Schnitzereien ein, holte für seinen Herrn das Essen. Sonst hatte er nichts weiter zu tun, auch keine Wege zu gehen, ging auch selbst selten einmal aus, saß in seiner Kammer, las viel, schrieb auch viel Briefe.

Ebenso sein Leutnant, wie der es ja schon immer gehalten. Wenn er keinen Dienst hatte, saß er zu Hause, sägte, schnitzte und nagelte. Es war bei ihm eine Leidenschaft geworden. Er opferte seinen Schlaf dafür. Immer wieder riß er Schnitzwerk ab, um neues, besseres an die Wände zu nageln. Aber die Hauptsache war ja, daß es ihn glücklich machte.

Hungerleben? Jammerdasein? Elend?

Davon war bei dem nichts zu merken. Erstens aß er sich jeden Tag satt, und zweitens piff und trällerte der bei seiner Schnitzerei und überall, wo es nur zugänglich war, nicht nur aus Angewohnheit so vor sich hin, das kam bei ihm wirklich aus fröhlichem Herzen heraus. Dieser Mann war wirklich glücklich!

Näher kamen sich die beiden nicht, wies wohl sonst manchmal geschehen kann. Hier Leutnant von Tonn und dort Bursche Hennig—und wenn er ihn auch immer den Hauptmann von Batavia nannte, wenn er auch zu ihm von gerade lebenswürdiger Freundlichkeit war—deshalb kam ihm Artur keinen Zoll näher. es fiel ihm auch gar nicht ein, den für einen Soldaten doch schon so alten unsicheren Kantonisten einmal nach seiner Vergangenheit zu fragen, er wußte doch, daß er in Indien und Amerika gewesen war, sechs Jahre in der holländischen Fremdenlegion gedient, mörderische Kämpfe mitgemacht hatte, das hätte den jungen Offizier doch interessieren müssen.

Nein, keine einzige Frage deswegen. In dieser Hinsicht war der Bursche, den er sonst so freundlich behandelte, Luft für ihn.



Und Artur, wie wir gleich verraten wollen, war nun derjenige, der den Grund hierzu verstand. Aber dieser Grund ist mit Worten kaum zu erklären, deshalb sei es gar nicht erst versucht.

Wer die Verhältnisse in der Marine oder in der Kauffahrteischiffahrt kennt, der weiß es am besten. Es ist eine Undenkbarkeit, daß der Kapitän—gleichgültig, ob von einem Ozeandampfer oder von einem Ostseesegler—das Matrosenlogis betritt. Das kann sich ein Matrose im Geiste gar nicht vorstellen. Weshalb nicht? Weil es gegen die Bordroutine geht. Was ist das, die Bordroutine? Das vermag kein Matrose zu erklären. Das ist ein ungeschriebenes und unausgesprochenes Gesetz, und dennoch ein eisernes Gesetz. Der Kapitän kann sich mit jedem Matrosen freundlich unterhalten, sich von ihm erzählen lassen, im Dienst, auf Wache, aber es ist eine Unmöglichkeit, daß der Kapitän die Behausung der Matrosen betritt. Und außerdem, auch so eine Merkwürdigkeit, die vertrauliche Unterhaltung kann nur auf der Leeseite erfolgen, auf der Seite, wohin der Wind geht; in Luv ist der Kapitän unnahbar.

Der Leutnant hingegen kam häufig in des Burschen Stube; aber er unterhielt sich nicht mit ihm über persönliche Angelegenheiten.

„Herr Leutnant.“

„Nun, was gibt's, edler Hauptmann von Batavia?“

„Herr Leutnant hatten doch einmal gesagt, wenn ich meine Kammer mit solchem Schnitzwerk...“

Artur kam gar nicht zum Aussprechen, Tönnchen war schon dabei. Mit einer wahren Wut stürzte er sich über das Austapezieren der Kammer seines Burschen. Zu der spottbilligen Wohnung gehörte auch noch ein Verschlag, den hatte Tönnchen schon mit solchen kerbgeschnitzten Stengelchen, Rädchen und Sternchen vollgestopft, mit diesen benagelte er jetzt die Wände der Burschenkammer, den Tisch, den Stuhl, das Bett und was sonst noch zu benageln war. Aber das war alles erst pro forma, um den Eindruck vom Ganzen zu gewinnen. Das alles wurde nach und nach wieder abgerissen und durch neue Schnitzerei ersetzt. Hierbei wurde er auch geschwätzig, wollte das Urteil des Burschen hören; das war ja auch wiederum etwas ganz anderes. Im Reiche der Wissenschaft und Kunst herrscht Freiheit.

„Hier werde ich lieber doppelten Kerbschnitt anbringen? Meinen Sie nicht? Oder wie würde sich hier einfacher Schwalbenschwanz mit Kreisschnitt ausnehmen? Treten Sie mal zurück. Halten Sie sich ein Auge zu. Wie nimmt sich das aus?“

Und dann fing er an zu sägen und zu spalten und zu raspeln und zu schnitzen, jetzt ging es erst recht immer die halbe Nacht durch, um seines Burschen Kammer zu schmücken. Es war wirklich rührend. Diese Kopfschmerzen, die sich der arme Mann machte, ob er seines Burschen Strohsacklager mit einfachem oder mit doppeltem Schwalbenschwanzschnitt verzieren sollte, und er nagelte und prüfte in den verschiedensten Entfernungen durch die Faust als Fernrohr und riß wieder ab und nagelte und nagelte, bis er das ganze Bett in Stückchen genagelt hatte und diese erst wieder zusammenleimen mußte. Und trotz der Kopfschmerzen, die ihm das machte, piff und trällerte und zwitscherte er doch dabei, wie nur ein Vögelchen im Hochzeitsmond pfeifen und trällern und zwitschern kann.

Mit einem Male aber, es war am vierten Tage dieser uneigennützigsten Liebesarbeit, verstummte das Pfeifen und Trällern. Er schnitzte emsiger denn je, blieb in der Nacht noch länger auf, aber er war stumm dabei geworden. Grübelte er vielleicht darüber nach, ob es auch noch eine andere Melodie gebe, als das *jub-*

*heidi, jubheida* des reisenden Studios? Nämlich wenn der Kanarienvogel einen anderen Schlag und neue Roller beginnen will, was manchmal vorkommt, dann sitzt er auch immer erst so still da.

Aber bei Leutnant Tönnchen wollte kein neuer Schlag und kein neuer Roller kommen, er pfiff kein neues Lied, und überhaupt... bei dem mußte etwas nicht in der Ordnung sein. Das Kindergesicht war nicht mehr so sonnigheiter—es war überhaupt gar kein richtiges Kindergesicht mehr. Und dann beim Essen. Oder vielmehr beim Essenholen, wenn er den Burschen danach schickte, erst den Speisezettel wissen wollte, wenn er ihn, am Fenster der Wirtschaft hängend, nicht schon selbst studiert hatte, diese Wahl und Qual zwischen den beiden Fünfgroschengerichten, aus denen die ganze Speisekarte bestand! Das war bisher immer eine gar wichtige Angelegenheit gewesen.

„Rindfleisch mit Reis und Pflaumenkompott. Hm. Oder Schweinebraten mit Kartoffeln und Selleriesalat. Hm. Wenn ich wüßte, daß—hm. Am liebsten wäre mir ja, der Schweinebraten mit dem Bouillonreis. Aber da kriege ich natürlich keine Kartoffeln. Bringen Sie mir—hm. Wenn ich den Selleriesalat nur erst einmal sehen könnte. Na, da bringen Sie mir Rindfleisch mit Reis und Pflaumenkompott.“

Das gabs jetzt nicht mehr.

„Bringen Sie mir, was Sie wollen!“

Er titschte die Sauce ja immer noch mit einem ganzen Pfund Brot auf, aber das Richtige war es nicht mehr.

Am dritten Tage dieser Periode bekam Artur Hennig mit der Morgenpost zwei Briefe, einen eingeschriebenen und einen einfachen.

Er öffnete den eingeschriebenen, nickte zufrieden, erbrach den anderen. Da nickte er nicht zufrieden. Er begann zu starren.

*Auf Ihr wertees gestriges Schreiben erwidern wir höflichst, daß wir Ihren übermorgen fälligen Wechsel nicht wieder prolongieren können...*

Alle Wetter! Da stand es ja darüber—Herrn Leutnant Th. von Tonn Hochwohlgeboren—und natürlich auch auf dem Kuvert! Der Briefträger hatte nichts gesagt, Artur hatte den Brief erbrochen, ohne einen Blick auf die Adresse zu werfen.

Na, das konnte ja gut werden. Was war da zu machen? Gar nichts. Jetzt hatte der Leutnant Felddienst, da konnte er ihn nicht aufsuchen, um elf, in zwei Stunden, kam er sowieso nach Hause.

Er kam.

„Herr Leutnant, ich habe versehentlich einen Brief von Ihnen erbrochen.“

„Macht nix, kann mal vorkommen. Ein ander Mal sehen Sie erst richtig auf die Adresse.“

Artur begab sich erleichtert wieder in seine Kammer.

Aber was war das? Es wurde Mittag, es wurde ein Uhr, und der Leutnant rief ihn nicht, daß er Essen hole. So spät wurde es sonst nie, auch nicht wenn er dienstfrei wie heute war, brachte immer einen Riesenappetit mit. Übrigens hätte er seinen Burschen auch sonst brauchen müssen, er hatte noch seine stauigen Sachen an, die ja nicht etwa nur aus der Dienstuniform und der einen Hose bestanden. Das wurde anderswo aufbewahrt.

Da endlich—„Hennig!“

Tönnchen saß vor dem Tisch, untätig, noch in denselben Sachen, starrte vor sich hin, und jetzt war das erst recht kein Kindergesicht mehr.

„Herr Leutnant?“  
Verwundert und verdrießlich blickte er auf.  
„Was wollen Sie?“  
„Herr Leutnant hatten mich gerufen.“

### Illustration

„Ich? Ach so. Nein. Schon gut.“  
Arthur ging wieder hinüber. Erst jetzt fing er richtig nachzudenken darüber an, was er da zufällig gelesen hatte.

Also doch Schulden! Wechselschulden. Na, warum denn nicht? Wer wußte denn, wie er dazu gekommen war?

Aber das sich so furchtbar zu Herzen nehmen?

Sollte denn Leutnant von Tonn nicht die 4000 Mark auftreiben können, um übermorgen oder vielmehr nun morgen den Wechsel einzulösen? Lächerlich! Er brauchte deswegen auch nicht zum Holzhacker Noak zu gehen, weil er sich dort vielleicht anderweitige Verpflichtungen hätte aufladen können. Da gab es hier noch viele andere, die ihm sofort 4000 Mark verschafften.

Indem das dieser welterfahrene Offiziersbursche wußte, wußte er aber auch zugleich, daß über so etwas gar nicht zu debattieren ist.

Der eine spekuliert mit Millionen, verliert sie, schließt mit einer Unterbilanz von einer Million ab und fängt einfach von vorn an, tritt nicht nur als tadelloser Ehrenmann auf, sondern hält sich selbst wirklich für einen solchen, ist tatsächlich entrüstet und erstaunt, wenn ihm der Kredit verweigert wird. Ein anderer schämt sich zu Tode, glaubt, jeder auf der Straße müsse ihm ansehen, daß er nicht gleich beim ersten Termin seine Steuern bezahlt hat; hält eine Mahnung für eine unauslöschliche Schande. Und jener ist vielleicht in physischer Hinsicht ein elender Feigling, dieser ein tollkühner Draufgänger.

Das sind Charakterveranlagungen. Darüber läßt sich gar nichts weiter sagen.

Jetzt wurde drüben im Salon gegrübelt, und hier in der Burschenkammer auch.

Wieder verging eine Stunde.

Da stand Artur auf, nahm ein Papier, klopfte an, brauchte kein „Herein“ abzuwarten, trat ein.

Herr Leutnant Tönnchen saß noch genau so da, schien den Burschen gar nicht zu bemerken.

„Herr Leutnant.“

„Was gibt's denn schon wieder? Ich habe Sie doch nicht gerufen.“

„Ich habe heute früh einen Scheck über zehntausend Mark bekommen.“

Er legte das Papier auf den Tisch, der Leutnant nahm es, machte ein erstauntes Gesicht.

„Wie kommen Sie denn dazu?“

„Ich bin in Amerika...“

„Das geht mich nichts an!“ wurde er gleich unterbrochen, das Staunen war sofort wieder verschwunden, der Scheck wurde ihm gleichgültig auf den Tisch hin geworfen.

„Na, was wollen Sie denn sonst noch?“

„Ich wollte den Herrn Leutnant fragen, wie ich diese zehntausend Mark anlegen könnte.“

„Hm. Ich weiß, es wird den Leuten in der Instruktionsstunde gesagt, sie sollen sich in solchen Geldsachen an den Hauptmann wenden. Der bin ich nicht. Es ist begreiflich, daß Sie erst zu mir kommen. Da kann ich Ihnen aber keinen Rat geben. Ich verstehe von Geldsachen gar nichts. Gehen Sie zu Herrn Hauptmann Weiße. Heute nachmittag. Von vier bis fünf ist er immer in der Kompanie. Gut.“

Der Bursche aber blieb stramm stehen.

„Na, was gibt's denn nun noch!“

„Ich habe den Brief des Herrn Leutnant nicht nur versehentlich geöffnet, sondern auch gelesen!“

Eine lange Pause. Nein, das war jetzt ganz und gar kein Kindergesicht mehr.

„Hennig! Eigentlich sollte ich Sie ja jetzt sofort hinausschmeißen. Aber ich will Ihnen in Ruhe etwas sagen. Ich habe über Sie einiges gehört. Sie sind in der Welt herumgekommen, haben vielleicht mehr durchgemacht als wir alle zusammen. Sie brauchten jetzt nicht als mein Bursche, der mir die Stiefeln putzt, hier zu stehen. Sie hätten als Einjähriger dienen können, könnten unter Umständen jetzt Offizier, mein Vorgesetzter sein. Warum nicht. Aber das sind Sie eben nicht. Sie sind jetzt mein Bursche Hennig. Und wenn Sie hundert Millionen hätten und Ihr Vater der Fürst von, auf und zu Montcucculi wäre—Sie sind jetzt mein Bursche Hennig. Wenn Sie einmal eine Dummheit machen, so werde ich Ihnen verzeihen, wenn die Sache zu verzeihen ist, werde selbst sie zu vertuschen suchen. Aber geht die Sache nicht zu verzeihen, dann fliegen Sie in Arrest und in die Front zurück. Nun weiter: Sie haben ein gutes, mitfühlendes Herz. Sie wollen mir helfen. Schön, ich nehme die viertausend Mark von Ihnen an.“

Das hatte Artur nun eigentlich nicht mehr erwartet, nach dieser Einleitung! Er mußte sich beherrschen, daß ihm nicht wenigstens die Mundwinkel zuckten.

Das sonst so heitere Kindergesicht blieb tiefernst.

„Wieviel Zinsen nehmen Sie?“

„Am liebsten keine.“

„Das habe ich auch erwartet. Sie bekommen von mir auch keinen Schuldschein, denn...“

„Herr Leutnant, das ist auch gar nicht nötig.“

„Schweigen Sie! Unterbrechen Sie mich nicht! Ich weiß am besten, was nötig ist und was nicht! ... denn ein Schuldschein von mir hat gar keinen Wert. Aber etwas anderes Ihnen zu offenbaren ist meine Pflicht. Das Geld ist Ihnen auch ohne Schuldschein und ohne jede Quittung totsicher. Auf mein Ehrenwort! Hierzu bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig. Ich bekomme dereinst ein großes Vermögen. Es ist ein Familienkapital, unantastbar, nur die Zinsen dürfen benutzt werden. Dieses Familienkapital befindet sich jetzt in den Händen meines Onkels, meines Vaters Bruder. Ich bin der einzige Erbe, kann auch nicht enterbt werden, kann über dieses Vermögen testamentarisch schon jetzt bestimmen. Dieser mein Onkel ist ein Lump. Mein Vater hat stets verächtlich von ihm gesprochen, ich habe stets verächtlich von ihm gesprochen. Nie würde ich von diesem Menschen einen Pfennig annehmen, auch nicht nach seinem Tode. Jenes Familienkapital ist bereits mein Eigentum, wenn ich es auch noch nicht mitgenießen kann. Und nie würde ich daraufhin auch nur einen Pfennig Schulden machen. So lange es dieser Mensch noch in Händen hat. Aber sicher ist es mir. Auch noch nach meinem Tode. Das heißt, ich kann testamentarisch schon jetzt darüber verfügen. Was jener nicht kann. So, nun wissen Sie es. Daß Sie

darüber nicht sprechen, ist ganz selbstverständlich. Noch manches andere ist selbstverständlich, worüber ich also gar nicht erst zu sprechen brauche. Können Sie mir noch weitere tausend Mark pumpen?“

Jetzt fings aber doch um Arturs Mundwinkel zu zucken an.

„So viel Herr Leutnant...“

„Ich frage nur um tausend!“ wurde er nicht gerade angeschnauzt, aber doch ziemlich scharf unterbrochen.

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Sie entbehren das Geld aber auch wirklich nicht?“

„Nein, Herr Leutnant.“

„Denn sonst wäre das ein Belügen eines Vorgesetzten.“

„Nein, Herr Leutnant, ich brauche das Geld wirklich nicht!“ verteidigte sich der Angeklagte unter krampfhafter Anstrengung, seine Lachlust zu beherrschen.

„Bis wann können Sie das Geld besorgen?“

„Heute noch.“

„Sie müssen selbst zur Residenz fahren.“

„Nein. Es kann auch ein anderer sein. Der Scheck wird an den Überbringer ausgezahlt.“

„Hm. Ich kann nicht. Fahren Sie lieber selbst. Bis wann ist die Kasse auf?“

„Bis um sechs.“

„Da haben Sie noch viel Zeit. Sie müssen aber um acht wieder hier sein, ich habe heute abend etwas vor, Sie müssen mir noch den Scheitel ziehen.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Da fahren Sie mit dem Vieruhrzug, haben noch viel Zeit. da holen Sie mir jetzt erst mal mein Mittagessen, aber nicht aus der Kneipe unten, sondern aus der Goldenen Sonne. Table d'hote. Für drei Mark. Und bringen Sie mir eine halbe Flasche Medoc mit. Trinken Sie ein Glas Bier auf meine Rechnung. Und dann von Simon an der Ecke eine Henry Clay zu fünfzig. Machen Sie schnell.“

Artur war schon so froh, die Türe erreicht zu haben, um seine Gesichtsmuskeln nicht mehr martern zu müssen, als er auch noch zurückgerufen wurde.

„Halt! Da fällt mir ein... die Frau Schönherr aus dem Zigarrenladen am Markt hat mir heute früh dreihundert Stück leere Zigarrenkisten angeboten. Für nur zwanzig Mark. Ich habs natürlich abgeschlagen—Unsinn—was soll ich denn mit dreihundert Kisten anfangen—aber—man weiß ja niemals—wissen Sie was, Hennig, besorgen Sie sich einen Handwagen und holen Sie mir die dreihundert Zigarrenkisten—aber gleich, noch vorm Essen—fix, eh die jemand anders bekommt—*Studio auf seiner Reis', jubheidi, jubheida...*“

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Das große Ereignis war geschehen.

Die neue Rittergutsbesitzerin war in ihr Schloß eingezogen, hatte aus England drei Dutzend Diener mitgebracht, und nicht nur einen Marstall von Wagen- und gewöhnlichen Reitpferden, sondern ihren eigenen Rennstall, aus acht Pferden bestehend, arunter den berühmten „King of Cleveland“, den vorigen Derbysieger.

Sie war also schon vor zwei Jahren einmal hier gewesen, hatte einige Wochen sich im Kurhotel aufgehalten, viele Spaziergänge und Ausflüge gemacht. Ja, sie hatte Aufsehen erregt. Durch ihre Erscheinung, durch ihre schlanke, prächtige Gestalt, durch ihr klassisch edles Gesicht, durch ihr reiches, aschblondes Haar. Nicht durch ihren Namen.

Es gibt in England eine Unmenge von Bristols, alle adlig. Zwar nur einen Lord, aber die Barone, Baronets und Honorables, die diesen Namen führen, sind wirklich zahllos. Das heißt, sie werden gar nicht gezählt, sind es gar nicht der Mühe wert. Es gibt gar arme Schlucker darunter.

Lady Ethel Bristol. Die Offiziere hatten damals Hilleys Register befragt, das gewissenhaft sämtliche Adelige Großbritanniens und Irlands aufführt. Eine Lady Ethel Bristol war darin gar nicht angegeben. Deshalb durfte man noch nicht glauben, daß sich die Dame einen falschen Titel angemäht habe. Da käme auch noch Indien, Australien, Südafrika, Kanada und überhaupt ganz Amerika in Betracht, wo die Adelligen aber gar nicht mehr kontrolliert werden können.

Sie war damals äußerst bescheiden aufgetreten und ganz unnahbar gewesen.

Jetzt kam sie mit einem Gefolge zurück, das man schon einen kleinen Hofstaat nennen konnte. Das Rittergut mit neunmalhunderttausend Mark bar bezahlt, die Ökonomie dem bisherigen Besitzer für einen Preis in Pacht gegeben, der ihr kaum ein Prozent Zinsen einbrachte—eine Lady, die so viel Geld hat, die kann auch nicht so unbekannt sein.

Der „King of Cleveland“ und ihr mitgebrachter Trainer namens Vetterson waren es, die über sie Licht verbreiteten. Es war der ganz Vetterson'sche Rennstall, der aber, wie man schon immer gewußt, einem Bristol gehörte, der seine Pferde jedoch unter dem Namen seines Trainers laufen ließ. Und es war kein Besitzer, sondern eine Besitzerin, eben diese Lady Ethel Bristol, und nun stellte sich schnell heraus, daß sie einer amerikanischen Seitenlinie dieses uralten Adelsgeschlechtes angehörte, nur ihre Pferde noch unter englischer Flagge rennen ließ, wofür ihr Trainer einen fixen Gehalt von 40.000 Mark bekam. Schon ihr Vater, Sir Benjamin Bristol, hatte in Louisiana große Baumwollplantagen besessen, dort war auch noch ein Bruder, davon war sie jedenfalls Mitbesitzerin. Oder sie war eben ausgezahlt worden. In Amerika sind überhaupt viele, viele englische Adelige landwirtschaftlich und industriell tätig, dort haben sie ihren Adel abgelegt, führen einen einfachen, gewöhnlich ganz anderen Namen, was in Amerika erlaubt ist, nehmen aber Adel und Titel wieder an, wenn sie auch nur einmal besuchsweise nach England oder sonst ins Ausland gehen.

So weit war die Person der neuen Schloßherrin aufgeklärt, und das genügte. Alter 24 Jahre, unverheiratet, englische Nationalität. Letzteres würde schon stimmen. Selbstverständlich. Deshalb brauchte sie gar nicht in England geboren zu sein. Das Kind des englischen Vaters bleibt, auch im Auslande geboren, immer englisch. Hierin kommt England mit Deutschland in Konflikt, was aber wohl niemals die Ursache eines Krieges werden dürfte.

Die neue Schloßherrin entsprac nicht ganz den Erwartungen, die man in der Stadt von ihr gehegt hatte. Nur einige Lieferanten waren glücklich, und Handwerker hatten noch viel auf dem Schlosse zu tun. Sonst ließ die ganze englische und amerikanische Gesellschaft das Städtchen vollständig links liegen, sie alle fuhren, wenn sie frei hatten, die halbe Stunde zur Residenz, brauchten auch auf dem Wege zum Bahnhofe das Städtchen nicht zu berühren. Nachdem das acht Tage so gegangen war, wußte man, daß sich daran nichts mehr ändern würde.

Lady Bristol selbst wurde von den Handwerksmeistern wie von den Gesellen, mit denen sie während der Arbeit über jede Kleinigkeit persönlich sprach, als die lebenswürdigste Dame geschildert. Von jener stolzen Unnahbarkeit, die sie vor zwei Jahren im Kurhotel gezeigt, gar keine Spur mehr. Ganz das Gegenteil. Der derbste Maurer konnte sich mit ihr wie mit seinesgleichen unterhalten, sie liebte einen derben Witz, konnte herzlich lachen.

Aber das alles galt eben nur für ihr Haus, für ihr „castle“. Sie war eben eine Engländerin. Außerhalb desselben war und blieb sie einfach unnahbar. Der große Park genügte ihr zum Spazierengehen, trieb darin viel Landschaftsgärtnerei, sonst ward sie nur zu Pferd oder im selbstgelenkten Dogkart gesehen, bespannt mit einem wundervollen, mächtig ausgreifenden Traber, beobachtete stundenlang, wie auf der großen Wiese, die immer mehr zur regelrechten Rennbahn vorgerichtet wurde, ihre Pferde von Stalljockeys geritten wurden, gern sah sie auch den auf dem großen Exerzierplatz übenden Soldaten zu. Dabei schien es manchmal fast unvermeidlich, daß sie mit dem und jenem Offizier ins Gespräch kommen mußte, aber es geschah eben nicht, sie zog sich immer von allein rechtzeitig zurück, ehe der Offizier sie bitten konnte, aus der Linie des gleich zu eröffnenden Schnellfeuers zu gehen, sie zu einem anderen Platz geleitete, womit die Anknüpfung geschehen gewesen wäre.

Es war eben nicht möglich. Sie wollte nicht. Eine Einladung zum Abschiedsball der Kurgäste, an dem sämtliche Offiziere teilnahmen, mit ihren Damen, was ausdrücklich vermerkt worden, hatte sie mit zwei Zeilen dankend abgelehnt, und an demselben Abend war sie im Mondschein spazieren gefahren. Das war fast ungezogen gewesen. Oder eben englisch.

In ihrer Gesellschaft zu Pferd und Wagen war meist eine junge, sehr hübsche Dame, als Mistreß Lucy Hockins, verwitwet, kinderlos, angemeldet. Die ins Schloß kommenden Handwerker sagten, es müsse die Dienerin, die Kammerzofe der Lady sein. Sie hatte ihr Schlafzimmer neben jener, frisierte sie und leistete ihr andere Handdienste, die man nur von einer Kammerzofe, nicht aber von einer Kammerdame verlangt. Dennoch schien zwischen den beiden ganz intime Freundschaft zu herrschen. Sie fuhren auch zusammen zur Residenz, aber immer im eigenen Wagen, spannten in einem Hotel oder größeren Gasthofe aus, machten Einkäufe, fuhren gleich wieder zurück. Während die Lady vollkommen deutsch sprach, schein die Kammerzofe kein Wort davon zu verstehen. Bei ihrer englischen Unterhaltung lachten die beiden oft herzlich.

Leutnant Tönnchen saß in seinem Salon und schnitzte. Es war das ja zu Hause seine einzige Beschäftigung.

Dabei piff er wieder wie ein Gimpel und trällerte wie eine Heidelerche. Aber immer noch das Jubheidi und Jubheida vom reisenden Studio, obgleich er gar nicht studiert, sondern die Kadettenschule besucht hatte.

Er hatte ja auch allen Grund, wieder so fröhlich zu sein. Hatte sich vollständig neu equipt, was auch sehr nötig gewesen war, gleich drei neue Uniformen und ebensoviele Stiefelpaare, trug jetzt eine schwergoldene Uhr. Aber sie war schon alt, die hatte er irgendwo auf einen anderen Namen versetzt gehabt.

Nun schien es aber auch mit den tausend Mark alle zu sein. Artur merkte es so an verschiedenen Anzeichen. Doch nicht etwa, daß Tönnchen üppig gelebt hätte. Durchaus nicht! Nur an jenem Tag in der ersten Freude über die Befreiung von seiner schweren Sorge hatte er sich aus der „Goldenen Sonne“ das Diner, eine halbe Flasche Rotwein und eine Henry Clay geleistet, dann war er sofort wieder zu seinem Mittagessen aus der Arbeiterkneipe und zu Fünfpfenningszigarren zurückgekehrt, als er auch noch über einige Hundertmarkscheine verfügte.

Mit diesen hatte er dann seine Uhr ausgelöst, jetzt schien er gar nichts mehr zu haben, oder doch nicht mehr, als er sonst für seinen täglichen Bedarf in der Tasche gehabt. Doch er hatte ja die dreihundert Stück Zigarrenkisten, das war

ihm wohl die Hauptsache, da konnte er nach Herzenslust sägen und schnitzen, pfeifen und trällern.

Sein Bursche war ihm durch das geliehene Geld keinen Zoll näher gerückt. Bei guter Laune, die er ja fast immer hatte, war Tönnchen gegen ihn so freundlich, sogar liebenswürdig, so wie er auch im Dienst zu allen Soldaten war; bei verdrießlicher Stimmung gab er seine Anordnungen mit militärischer Kürze, aber ohne jede Schroffheit, eines Schimpfwortes, etwa eines doch ganz harmlosen „Esels“, war er gar nicht fähig; in anderer Hinsicht aber war der Bursche nach wie vor für ihn vollkommen Luft.

„Bairisch Bier und Leberwurst, jubheidi, jubheida, und ein Kind mit voller...“  
„Herr Leutnant.“

„Na, was gibt's denn, mein lieber Hauptmann von Batavia?“

„Ich habe hier ein Bild...“

Er präsentierte es gleich, eine Photographie, in London gefertigt, ein sehr hübsches Mädchen darstellend.

Tönnchen hatte die Photographie genommen.

„Das ist doch die Kammerzofe der Lady Bristol!“ sagte er ohne großes Staunen.

„Ihre Gesellschafterin, Herr Leutnant.“

„Naja, ich weiß schon. Wie kommen Sie denn zu der?“

Tönnchen mußte es wissen, was die ganze Stadt und Garnison wußte: daß sein Bursche jeden Abend und manchmal auch am Tage, wenn er frei hatte, zum Schlosse ging, um die Kammerzofe, wie sie nun einmal genannt wurde, zu besuchen. Gleich am ersten Tage da die englisch-amerikanische Gesellschaft angekommen—Artur hatte etwas auf dem Bahnhof zu tun gehabt oder war von allein hingegangen—hatten sich die beiden angesprochen, es war ein äußerst freudiges Wiedersehen gewesen, Hennig hatte zu ihr immer Lucy gesagt—sonst hatte niemand etwas von der englischen Unterhaltung verstehen können. Seit dieser Zeit also war er so oft als möglich auf dem Schlosse, wenn er seinen Aufenthalt auch nie bis über Mitternacht ausdehnte. er hatte mit der Kammerzofe, einer verwitweten Frau, die noch ganz wie ein Mädchen aussah, ein Verhältnis, hatte es sicher schon früher gehabt.

Das mußte auch Leutnant Tönnchen wissen. Darüber war unbedingt auch im Offizierskasino gesprochen worden. Denn dieser Bursche, ein Soldat, war eben der allereinzigste Mensch der Stadt und Garnison Beheim, der in dem Schlosse besuchsweise aus- und einging.

Aber Leutnant Tönnchen hatte zu seinem Burschen darüber noch kein Wort verloren. Es wäre auch seltsam gewesen, wenn ers getan hätte.

Daß er jetzt solch eine Frage stellte, wo er die Photographie der Kammerzofe in die Hand bekam, das war wiederum ganz selbstverständlich. Schließlich war dieser Leutnant doch auch nur ein Mensch. Übrigens war es wenig genug, was er fragte, die kürzesten Antworten genügten ihm.

„Wie kommen Sie denn zu der?“

„Hatte sie in Amerika kennen gelernt, als sie noch unverheiratet war.“

„Und hat einen anderen geheiratet?“

„Jawohl, Herr Leutnant.“

„Ihr Mann ist gestorben?“

„Vor einem Jahre.“

„Und nun ist es Ihre Braut?“

„Oh nein, Herr Leutnant, zwischen uns herrscht nur Freundschaft.“



„Na ja, weiß schon. Verlaufen Sie sich nicht so leicht, denn—doch das geht mich nichts an. Was solls nun mit der Photographie?“

„Lucy hat sie mir geschenkt—und ich dachte—ich wolle sie in meine Kammer hängen...“

„Sie wollen wohl einen Kerbschnittrahmen drum haben?“

„Wenn der Herr Leutnant so...“

Der Herr Leutnant war schon dabei, warf alles andere beiseite und stürzte sich über die Photographie her, vergaß heute die Bestellung seines Mittagssens und hätte beinahe den Dienst verpaßt.

Es war merkwürdig, daß niemand anders ihn bat, etwas für ihn zu schnitzen. Das war doch Tönnchens höchste Wonne. Aber er bot sich eben nicht selbst an, machte mit seinen Schnitzereien keine Geschenke, das war es. Deshalb kam auch niemand mit solch einer Bitte zu ihm. Sonst—der Bürgermeister hätte nur ein Wort fallen zu lassen brauchen—Leutnant Tönnchen hätte sämtliche Häuser Beheims vollgenagelt, in- und auswendig, hätte nur noch trocken Brot gegessen, um die nötigen Zigarrenkisten zu erstehen.

Noch am Abend desselben Tages bekam Artur die Photographie kunstvoll eingerahmt zurück, zwar nur einfacher Kerbschnitt, aber eben durch diese gleichmäßige Einfachheit wirklich schön wirkend. Diese Kerbschnitzerei ist überhaupt eine echte Kunst, über welche, wovon die sie ausübenden Liebhaber meist gar nichts wissen, eine ganze wissenschaftliche Literatur existiert. Sie gehört zum Gebiet der Archäologie und Ethnographie, indem es kein Volk gegeben hat und noch heute gibt, welches die Kerbschnitzerei nicht selbständig erfunden hätte und heute noch ausübt, die alten Ägypter haben geschnitzt und von den Eskimos wird diese Kunst von jeher gepflegt. Die schönsten Schnitte haben die alten Skandinavier gemacht. Freilich nicht an Zigarrenkistenbretchen, sondern an den Holzteilen ihrer Waffen; die Vikingerschiffe waren manchmal über und über mit Kerbschnitzerei bedeckt. Darüber berichtet ausführlich das Prachtwerk *Kerbschnittmeister aus dem nordischen Museum zu Stockholm* von Professor Oldenburg.

Am anderen Mittag stellte sich Artur, ohne daß er gerufen worden war, wieder in strammer Haltung vor seinen Herrn und Gebieter hin, hatte ein großes Kuvert in der Hand, die er aber an der Hosennaht halten mußte.

„Ich habe gleich gestern abend die eingerahmte Photographie der Lucy—der Missis Hockins gezeigt.“

„Na und? Hat sie sich gefreut?“

„Und wie, Herr Leutnant! So etwas kennen die Amerikaner und Engländer gar nicht, wenigstens nicht die besseren Leute. Das machen dort nur Matrosen und Schiffer.“

„Weils dumme Luder sind, die von echter Kunst so viel verstehen wie ein Bär vom Klavierspielen. Hm. Wollten Sie mir nur das sagen?“

„Missis Hockins hat es geich der Lady gezeigt.“

„Soooo? Na und?“

„Ob ich das selbst geschnitzt hätte. Nein. Wer denn sonst. Mein Leutnant, bei dem ich Bursche bin, der Herr Leutnant von Tonn. Ach, sagte sie da, wenn ich doch auch so einen Rahmen bekommen könnte.—Na warum denn nicht, sagte ich, der Herr Leutnant tuts ganz gern.—Sie zögerte lange, dann gab sie mir das Bild, ihre letzte Photographie...“

Artur nahm sie aus dem Kuvert, großes Kabinettformat, ein Brustbild, in der Residenz beim ersten Hofphotographen gefertigt. Ja, das war sie, die klassi-

schen Züge, die edle Nase, das üppige Haar lose gewellt. Tönnchen hatte nämlich auf dem Exerzierplatz lange Zeit gehabt, dieses Gesicht studieren zu können.

„Was hat sie denn sonst noch gesagt?“

„Ich sollte den Herrn Leutnant bitten, er möchte doch auch so einen Rahmen drumschnitzen.“

Das war eigentlich ein starkes Verlangen. Oder es hätte doch ganz anders eingeleitet werden müssen, mindestens durch ein Briefchen. Aber so—vielleicht englisch.

Aber solche Gedanken hatte Tönnchen ja jetzt überhaupt gar nicht. Seine schwächste Seite war berührt worden.

„Da mache ich einen doppelten Schwalbenschwanz drum!“

Wieder war es eine wahre Wut, mit der er sich über die neue Arbeit stürzte, sofort, das Mittagessen wurde nur so nebenbei verschlungen, dann in den dienst, dann ging das Schnitzen wieder los.

Als Artur einmal in der Nacht erwachte und auf die Uhr blickte, war es schon früh um vier, und drüben pfiff und trällerte es noch immer, Tönnchen hatte die ganze Nacht durchgearbeitet, obgleich er sich in zwei Stunden schon wieder zum Dienst anziehen mußte. Jetzt aber nagelte er den Rahmen schon zusammen, und nicht lange mehr, so hörte ihn Artur zu Bett gehen, bald fing er an zu schnarchen, unterbrach dieses Geräusch plötzlich, pfiff einige Takte des reisenden Studio und schnarchte weiter. Er hatte im Traum gepfiffen, so wie es Star und Gimpel manchmal tun.

Als um sechs Arturs Wecker klingelte, war auch Tönnchen sofort auf den Beinen, die anderthalb Stunden Schlaf hatten ihm vollkommen genügt, er war in bester Laune.

Und nun, während er schnell Kaffee trank und eine dicke Butterstulle hinunterwürgte, geschah etwas, was ganz gegen die Prinzipien dieses Leutnants ging. Es war eben das ewig Weibliche, was dazwischen gekommen, welches die ganze Hausordnung und alles, alles über den Haufen werfen kann—das ewig Weibliche, dessentwegen wohl sogar einmal das Ungeheuerliche passieren kann, daß der Kapitän das Matrosenlogis betritt.

„Sie, mein lieber Hauptmann von Batavia, Sie könnten mir einmal einen rechten Gefallen tun—könnten Sie mir nicht mal mit ‘nem Taler aushelfen? Sie kriegen ihn am ersten wieder.“

„Gewiß, Herr Leutnant, so viel Sie...“

„Nur ‘nen Taler. Nein, ich brauche ihn nicht. Gehen Sie mal um acht zum Gärtner Krause und lassen sich ein schönes Rosenbukett machen, die schönsten, die er hat, für ‘nen ganzen Taler. Um zehn holen Sie’s ab, nehmen hier die eingerahmte Photographie mit, ich habe sie schon fein eingewickelt, um den Strauß lassen Sie sich so’n bißchen Seidenpapier machen, dann gehen Sie aufs Schloß, daß Sie so halb elf dort sind, lassen sich der Lady melden und sagen: Eine Empfehlung von Herrn Leutnant von Tonn. Nichts weiter. Geben ihr die beiden Sachen. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant. Wenn die Lady nun nicht da ist?“

„Dann... sie wird schon da sein. Um diese Zeit sieht man sie nie außerhalb des Schlosses oder Parkes. Und Sie sind doch auch mit der Kammerzofe vertraut. Natürlich kommen Sie gleich wieder her. Ich bin um zwölf hier, will Antwort haben. Hier,“ Tönnchen suchte in seinem Portemonnaie, das immer so vollgepropft aussah, worin er aber nach Geld meist sehr lange zu suchen hatte, „hier haben Sie 20 Pfennige. Ich kann von meinem Burschen eigentlich nichts

weiter verlangen, als daß er für mich putzt. Trinken Sie auf dem Rückweg, wenn Sie noch Zeit haben, ein Glas Bier.“

Er trällerte die Treppe hinab. Zum Mittag kam er staubbedeckt wieder.

„Nun?“

Stumm präsentierte ihm Artur ein zierliches, rosafarbenes Kuvert. Das nächstliegende Instrument war ein großes Stemmeisen, mit diesem wurde es aufgeschlitzt.

Lady Ethel Bristol erlaubte sich Herrn Leutnant von Tonn heute nachmittag zum five o'clock tea einzuladen.

Wenn der Bursche von allein nichts sagte, weil er eben nichts weiter zu melden hatte, so mußte das genügen, diese Einladung genügte doch auch vollkommen. Niemals hätte Leutnant Tönnchen früher den Burschen noch extra gefragt.

Aber einmal war es eine ganz besondere freudige Überraschung, und dann war es eben das ewig Weibliche, was hier dazwischenkam.

„Was hat sie denn gesagt?“

„Die Lady war außer sich vor Freude über den schönen Rahmen.“

„Außer sich? Was hat sie denn gemacht?“

„O how nice, how beautiful!“ rief sie immer wieder.

„Und das Bukett?“

„Da war sie auch ganz entzückt darüber. Wie doch so ein deutscher Offizier aufmerksam ist, sagte sie zu Missis Hockins. Dann mußte ein Diener gleich eine Vase mit Wasser bringen, aber die war ihr nicht schön genug, sie suchte selber eine aus, und als Missis Hockins das Bukett hineinstellen wollte, nahm sie es ihr schnell aus der Hand, das habe sie selber zu tun.“

„Sooo? Und dann schrieb sie das Briefchen?“

„Erst sprach sie darüber mit Missis Hockins, da müßten sie den Herrn Leutnant doch einmal einladen...“

„Mit ihrer Zofe sprach sie darüber?“

„Missis Hockins ist nicht ihre Zofe, sondern...“

„Na ja, ich weiß schon. Weiter?“

„Dann fragte die Lady mich, ob Herr Leutnant heute nachmittag wohl Zeit hätten. Ja, heute nachmittag wären Herr Leutnant dienstfrei. Da schrieb sie den Brief.“

„Du hat sie sonst noch was zu Ihnen gesagt?“

„Tausend... Dank, mein lieber Mann, sagte sie noch zu mir, sonst nichts weiter.“

#### Illustration:

Als der Bursche des Leutnants von Tonn mit einer Depesche das  
Gastzimmer betrat, starrten alle hier Versammelten in das von zwei  
malaischen Säbelhieben durchfurchte Gesicht, als sähen sie dieses  
zum ersten Male.

Einen einzigen Moment hatte Artur zwischen dem ersten und zweiten Wort gestockt, es war ganz unmerklich gewesen, ebenso wie das Zucken seiner Mundwinkel dabei.

Hatte er vielleicht „tausend Grüße an den Herrn Leutnant“ sagen wollen? Tönnchen kam nicht auf solche eine Idee.

„Und dann hat sie mir noch eine Mark gegeben!“ setzte Artur noch hinzu. „Ich habe sie angenommen.“

„Natürlich, natürlich. Das müssen Sie überhaupt! Sehen Sie, da profitieren Sie auch noch was Schönes dabei. Jetzt putzen Sie mal gleich hier die neuen Schtibbonen, sie werden nicht blank gehen, aber Sie wischen so lange, bis Sie sie blank haben. Erst aber holen Sie mir mein Mittagessen. Was gibt's heute? Ä das ist mir heute egal. Bringen Sie nur irgendwas.“

Nach dem Essen oder schon während desselben vertiefte sich Tönnchen in ein Buch, welches englische Redensarten und dann besonders auch Vorschriften für den gesellschaftlichen Verkehr in England und englisch Amerika, was beides ja so ziemlich übereinstimmt, enthielt.

Dort ist ja so manches in gewisser Beziehung ganz anders. Man nimmt in das Empfangszimmer Stock und Hut mit, ist erst dann wirklich als Besuch willkommen, wenn man ihm Stock und Hut abnimmt oder abnehmen läßt. Bei dem Offizier kam nur die Mütze in Betracht. Aber den rechten Handschuh ausziehen! Nur den rechten! Dann ict eine eigentümliche englische Sitte das „Treaten“, gerade umgekehrt wie bei uns. In England fragt der Besuch gleich nach dem Kommen: „what is yours? what is yours?“—gibt dem Dienstmädchen Geld und läßt das Gewünschte holen. Whisky und Portwein und Bier und Limonade, ist kein Dienstmädchen da, so setzt er selbst noch einmal den Hut auf und holt das Gewünschte aus dem Publichouse.

Und das wird nicht etwa nur in den unteren und mittleren Bürgerkreisen so gehandhabt, sondern das geht bis oben hinauf. Nur die Form ändert sich, im Grunde genommen bleibt es immer dasselbe. In eine feine Familie schickt der eingeladene Gast durch einen Diener eine Pastete und eine Flasche uralten Portwein.

„Sie, mein lieber Hauptmann von Batavia.“

„Herr Leutnant?“

„Können Sie noch einmal fünf Mark entbehren?“

So viel Herr Leutnant...“

„Still! Ich frage, ob Sie noch fünf Mark entbehren können. Ja oder nein!“

„Zu Befehl, ja, Herr Leutnant!“

„Sind Sie wirklich überzeugt, daß ich Ihnen für das geliehene Geld gut bin?“

„Zu Befehl, ja, Herr Leutnant!“

„Aber keinen Vorgesetzten belügen! Borgen Sie mir weitere fünf Mark auch gern?“

„Zu Befehl, ja, Herr Leutnant!“

„Dann gehen Sie mal zum Konditor Schurig, da steht im Schaufenster eine brillante Marzipantorte, die bringen Sie ins Schloß. Eine Empfehlung von Herrn Leutnant von Tonn. Nichts weiter.“

Erst in der zehnten Stunde kam Tönnchen von dem five o'clock tee nach Hause, sein Bursche zwei Stunden später, und da hörte er den Leutnant noch zwitschern und pfeifen, obgleich er schon im Bette lag.

Am anderen Morgen mußte Artur wieder ein Rosenbukett für drei Mark hintragen, natürlich wieder für sein eigenes Geld, am dritten Morgen abermals und außerdem noch am Nachmittag eine Schokoladentorte, denn da war Tönnchen wieder zum five o'clock tee eingeladen.

„Hennig, können Sie das Geld auch wirklich entbehren?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Wehe, wenn Sie einen Vorgesetzten belügen! Alles kann ich verzeihen, nur das nicht. Sie fliegen sofort in den Kasten und für immer in die Front zurück!“

„Ich kann das Geld entbehren, Herr Leutnant.“

„Auch zehn Mark?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Dann pumpen Sie mir zehn Mark. Schön. Und jetzt schmieren Sie mir mal meine hohen Stiefeln. Aber nicht mit der Bürste, mit der Hand! Immer tüchtig rin mit dem Fett in die Poren!“

Wie Artur dann ja selbst auf dem Schlosse erfuhr, hatte Tönnchen jedem der drei in Frage kommenden dienstbaren Geister drei Mark in die Hand gedrückt.

„Und hier haben Sie auch eine Mark für Ihre viele Lauferei.“

„Danke, Herr Leutnant!“ schmunzelte Artur. „Von der Lady bekomme ich ja auch immer eine Mark.“

„Sehen Sie, auf diese Weise werden Sie noch ein reicher Mann. Sparen Sies nur immer hübsch.“

Und so ging das weiter. Tönnchen verbrachte immer mehr seine ganze Freizeit auf dem Schlosse, schlief nur noch zu Hause, speiste jetzt auch regelmäßig in Gesellschaft der Lady zu Mittag, auch wenn er nachmittags Dienst hatte.

Was Stadt und Garnison dazu sagten, wollen wir nicht wissen. Wir sehen und hören nur mit seines Burschen Augen und Ohren, und auch nur insoweit, als es in des Leutnants Wohnung etwas zu sehen und zu hören gab.

Rund eine Woche war dies nun gegangen, und in dieser Zeit hatte Artur für seinen Leutnant rund hundert Mark ausgelegt, für Buketts, Torten, Baumkuchen, Gänseleberpasteten und dergleichen, wozu noch rund fünfzig Mark bares Geld kamen.

Übermorgen war der erste. Daß Tönnchen diese Schulden nicht mit seinen 80 Mark bezahlen konnte, war selbstverständlich. Er hatte darüber auch schon mit seinem Burschen gesprochen.

„Ich bin Ihnen doch gut dafür, Hennig?“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Sie werden auch nicht auf den Tod meines Onkels zu warten brauchen,“ machte er auch noch eine nähere Andeutung „sehr bald wird in meinen pekuniären Verhältnissen eine vollständige Umwandlung eintreten.“

Falls sein Bursche so beschränkt gewesen wäre, diese Andeutung nicht zu verstehen, hätte er nur irgend jemanden in Beheim desegen zu fragen brauchen. Leutnant Tönnchen wandelte auf Freiersfüßen, es war nur eine Frage der Zeit, wann seine Verlobung mit Lady Ethel Bristol öffentlich verkündet würde.

Infolgedessen war Tönnchen natürlich vergnügter denn je. Er war ja jetzt selten zu Hause, immer im Schloß, die wenigen Stunden aber, die er außer der Schlafenszeit noch in seinem Salon verbrachte, wurden nach wie vor verkerbschnitzt, welche Schnitzereien, meist Rahmen, aber auch schon Verzierungen für Möbel und Wände, ins Schloß wanderten, und jetzt pfiff und trällerte er bei seiner Arbeit, wie er noch nie gepfiffen und geträllert hatte, setzte dieses Konzert immer häufiger auch im Träume fort.

Manchmal hörte Artur ihn auch Selbstgespräche führen, was er früher nie getan hatte, und das längste hielt er zwei Tage vor dem ersten, also als dieses Besuchen des Schlosses schon acht Tage gewährt hatte.

Die Arbeit ruhte einmal, jetzt blickte er nachdenklich vor sich hin oder zur Decke empor, und Artur hörte in seiner Kammer, deren Tür der Leutnant selbst vorhin offen gelassen hatte.

„Erstens sehr viel Geld; zweitens sehr viel Schönheit; drittens sehr viel Bildung; viertens sehr viel Rrrasse. Alles vorhanden, wofür sich Leutnant von Tonn verkauft. Außerdem uralter englischer Adel, der sehr gern noch mitge-

nommen wird. Und, last not least, an die dreißig Zimmer. ha, dreißig Zimmer, über die ich verfügen kann, mein Eigentum! Nehmen wir einmal an: 4 Meter hoch und im Durchschnitt 5 Meter im Quadrat. Das ist ganz bescheiden, da kann ich Türen und Fenster gleich abziehen. Oder die Türen brauchen ja überhaupt so wenig abgezogen zu werden wie Schrank und dergleichen. 4 mal 5 ist 20, mal 4 ist 80. Also 80 Quadratmeter Wandfläche für das Zimmer. Mal 30 ist 2400. Ich will auf den Quadratmeter bescheiden 5 Zigarrenkisten rechnen. Das wären 12.000 Kisten. Ha, das wäre ein Lebenswerk! Und nur für mich selbst, für mein eigenes Heim! Da wüßte man doch am Ende seines Lebens, weswegen und wofür man eigentlich gelebt hat!“

Eine Pause. Dann, als das Selbstgespräch fortgeführt wurde, war die Stimme gar nicht mehr so begeistert, vielmehr recht gedrückt.

„Daß sie mich liebt, daran ist ja nun gar kein Zweifel. Die kann es gar nicht erwarten, bis ich mit der Sprache herausrücke. Wenn nur diese verdammte Kammerzofe nicht wäre. Das ist—das ist... einfach scheißlich mit der! Die klebt an unserem Tische, und wenn wir im Parke spazieren gehen, klebt sie an unseren Fußsohlen. Noch nicht eine Minute, ach, nicht eine einzige Sekunde konnte ich mit der Lady allein sein. Die ist wie ihr Schatten. weshalb die Lady sie nur nicht einmal entfernt. Ich sehe es ihr doch deutlich an, wie unangenehm ihr selber diese Kleberei der Zofe ist. Sie möchte gern mit mir allein sein. Aber sie wagts nicht, sie fortzuschicken. Dieser Schatten ist ihr einfach zur Gewohnheit geworden, sie ist durch diese Gewohnheit sogar in ein gewisses Untergeordnetverhältnis zu der Zofe gekommen. Das ist einfach scheißlich. Dieses aufdringliche Frauenzimmer muß weggeekelt werden. Das bin ich meiner Braut geradezu schuldig. Aber wie das machen?“

Eine längere Pause der Überlegung.

„Sie, Hauptmann von Batavia!“

„Herr Leutnant?“

„Sagen Sie mal, Hennig—wie stehen Sie sich denn eigentlich mit der Kammerzofe?“

Zum ersten Mal wieder berührte Tönnchen dieses Thema. Er wußte ja natürlich, daß auch sein Bursche in dem Schlosse ein und ausging, hatte aber hierüber noch nicht ein einziges Wort verloren.

„Herr Leutnant meinen Mistreß Hockins?“

„Na ja, wen den sonst! Wie stehen Sie sich mit ihr?“

„O, ganz gut, Herr Leutnant.“

„Wollen Sie se heiraten?“

„Das ist ganz ausgeschlossen, Herr Leutnant.“

„Aber Sie unterhalten mit ihr ein Verhältnis.“

„Herr Leutnant, es ist die reinste Freundschaft.“

„Ach zum Teufel mit Ihrer Freundschaft! Was machen Sie denn immer im Schloß?“

„Nun, ich helfe so mit, besonders im Stall...“

„Im Stall? Wie kommen Sie denn in den Stall?“

„Ich verstehe etwas von Pferden, Mister Vetterson, der Trainer, kennt mich, nach meiner Entlassung komme ich ganz ins Schloß...“

„Ach so. Aber Sie verkehren doch auch mit der Zofe.“

„Mit Mistreß Hockins? O ja, mit der komme ich auch oft zusammen.“

Tönnchen wußte auch, daß sich sein Bursche meist im Schlosse aufhielt, wenn er selbst Dienst hatte. War der Leutnant im Schloß, dann hatte die Zofe

für ihr Verhältnis eben keine Zeit, dann verließ sie die Herrin mit keinem Schritt.

„Sagen Sie mal, Hennig—im Vertrauen gefragt—können Sie denn nicht mit Ihrer Liebsten oder Freundin einmal eine Partie machen, am Tage? mit ihr zur Residenz fahren oder sonst einen Ausflug?“

Ehe Artur eine Antwort geben konnte, klopfte es. Es war in der neunten Abendstunde, Tönnchen war vom Mittag an bis zum Tee auf dem Schlosse gewesen, hatte sich dann doch wohl verabschieden müssen.

Es war der Hausknecht vom Kurhotel, er brachte Herrn Leutnant von Tonn eine Karte. Er möchte doch gleich ins Hotel kommen, unten in die Restauration, fast sämtliche Offiziere der Garnison hatten sich zufällig dort am Biertisch zusammengefunden, auch der Major hatte die humoristisch gehaltene Aufforderung kameradschaftlich mit unterschrieben.

Das war so gut wie Befehl.

„Mein Schwert her! Wir sprechen morgen weiter darüber. Hennig, Sie Krösus, nun können Sie mir auch noch nen Taler pumpen—oder gleich fünf Mark. Schön. Schreiben Sies dort selber ins Kontobuch ein.“

Er ging, trällerte die Treppe hinab. Und aus der Fortsetzung dieses Gesprächs sollte nichts werden. Oder es sollte doch eine ganz andere werden, als sich Tönnchen jetzt hätte träumen lassen.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

In die Restauration des Kurhotels waren gegen Abend zwei Leutnants getreten, um schnell einen Schoppen Bier zu trinken, hatten den Major und einen Hauptmann beim sechsten Schoppen angetroffen, noch ein anderer Offizier kam zufällig dazu.

„Na, nun können wir auch gleich das ganze Bataillon zusammentrommeln.“

Gesagt, getan—Telephon, Hausknecht, Pikkolos und sonstige Leute wurden benutzt, um schnell alle Offiziere, die nicht Wachtdienst hatten, zusammenzuholen.

„Was ist das eigentlich für eine Geschichte mit Leutnant von Tonn und der Lady Bristol?“ fragte der Major, der hier nichts weiter als Kamerad war.

Ehe hierüber noch ausführlich gesprochen werden konnte, kam schon Tönnchen, seine gegenwart machte dieser Unterhaltung ein Ende, erstickte sie vielmehr im Keime. Nun stellte sich ein Offizier nach dem anderen ein, wurde meist mit lautem Hallo begrüßt, dann kamen die letzten Erlebnisse, Garnisons- und andere Witze aufs Tapet, Anekdoten wurden erzählt.

Nur noch am Nachbartisch saßen drei Gäste, drei fremde Herren in Touristenkleidung. Sie hatten hier schon gesessen, als die Offiziere erst nachträglich den großen, runden Tisch belegten. es waren Ausländer. Zwar unterhielten sie sich in einem perfekten Deutsch, zum Beispiel, wenn sie nach einem Reiseführer ihre weitere Fußwanderung besprachen, kamen aber auch oft ins Holländische. Es war sehr entschuldbar, wenn sie über die Witze des Nachbartisches manchmal lachen mußten, sie hätten dies gar nicht so zu bemänteln versuchen brauchen.

Einmal aber mußte dieser teilnehmenden Distanzen doch ein Ende gemacht werden, wenn die Herren nicht gingen, und Sache der hier dominierenden Offiziere war es, den Fremden, die auch in ihren stark benutzten Touristenkostümen noch ein sehr distinguiertes Aussehen hatten, entgegenzukommen.

„Wer sind die drei Herren?“ wurde der Oberkellner bei der ersten Gelegenheit leise gefragt.

„Es sind Holländer, die eine Fußtour durch das Gebirge machen, sie bleiben über Nacht hier, haben sich noch nicht eingeschrieben, aber ich glaube sicher, es sind holländische Offiziere.“

Auf einen Wink des Majors ging ein Leutnant hin, lud die Herren an die Tafelrunde ein. Ja, es waren holländische Offiziere, die einen längeren Urlaub benutzten, um Deutschland kennen zu lernen.

Nach einer kleinen Stockung ging die humoristische Unterhaltung weiter, die Holländer trugen das Ihrige dazu bei.

„Verzeihung,“ sagte da der eine von ihnen, „wir mußten doch hören, was an diesem Tisch gesprochen wurde—da fiel uns ein Name auf—Lady Bristol.“

Es wurde ihnen über die neue Schloßherrin und Gutsbesitzerin erzählt, auch von ihrem Rennstall, worüber die Holländer noch besondere Fragen stellten.

„Jawohl, wir ahnten es doch gleich—das ist die Gräfin von Mohakare!“ sagte die drei übereinstimmend.

„Gräfin von Mohakare?!“

„Ja, die Lady Ethel Bristol ist mit dem holländischen Grafen von Mohakare verheiratet.“

„Verheiratet?!“ erklang es jetzt erst recht im Chor.

„Gar kein Zweifel. Das ist diese Lady Ethel Bristol. Der Vettersonsche Rennstall—das stimmt alles. Auch das haben wir erfahren, daß sich der Graf von Mohakare in Deutschland niedergelassen hat. Nur hier vermuteten wir sie nicht zu treffen.“

„Dieser Graf lebt noch?!“

„Gewiß, der ist noch gar nicht so alt.“

Jeder—in der Meinung, daß er der einzige sei, der dies täte—blickte auf Leutnant Tönnchen. Dessen gesundes Kindergesicht war plötzlich leichenblaß geworden.

„Sie—sie—hat sich als unverheiratete Lady Ethel Bristol angemeldet—als ledig...“ konnte er nur hervorwürgen.

„Hat sie? Als ledig? Dazu mag sie auch einen Grund, ein Recht haben.“

„Wieso?“ wurde von anderer Seite gefragt.

„Als englische Aristokratin darf sie überhaupt auch als verheiratete Frau ihren Mädchennamen mit Titel weiterführen. Das ist den Herren doch bekannt. Als unverheiratet darf sie sich allerdings nicht ausgeben, das stimmt. Aber haben die Herren nicht von der tollen Geschichte gehört, die vor einem halben Jahre in London passiert ist?“

„Nein. Was für eine tolle Geschichte?“

„Es ist Ihnen doch bekannt, daß in England entweder nur standesamtlich oder nur kirchlich getraut wird, beides zusammen gibt es nicht, In derr Bartholomäuskirche, der ältesten Kathedrale Londons, traut seit einem halben Menschenalter der Bischof von Lancaster—ein protestantischer Bischof der anglikanischen Hochkirche. Da stellt sich vor einem halben Jahre durch einen Zufall heraus, daß dieser Bischof schon seit fünf Jahren gar kein Recht mehr hat, Trauungen zu vollziehen. Durch ein Versehen ist damals die staatliche Konzession nicht erneuert worden. Also sind alle Ehen, die der Bischof seit fünf Jahren vollzogen hat, ungültig, haben überhaupt nie existiert. Alle diese Paare haben in wilder Ehe gelebt, ihre Kinder sind illegitim. Na, so schlimm ist das natürlich nicht. Die Ehe wird eben nachträglich vollzogen, eine Rückwirkung hat das nicht etwa.“

Ja, hiervon hatten auch diese deutschen Offiziere fast alle gehört.

„Und unter diesen waren auch der Graf und Lady Ethel Bristol?“



„Jawohl. Die haben sich vor drei Jahren in der Bartholomäuskirche zu London trauen lassen.“

„Ja, die beiden haben sich aber eben nicht nochmals trauen lassen!“ flüsterte Tönnchen.

„Vielleicht bis jetzt noch nicht. Das hat sich aus irgend einem Grunde noch verzögert. Aber die kommen schon wieder zusammen. Das war bei denen doch die reinste Liebesheirat. Ach, das wurde doch damals bei uns in Holland so besprochen! Sie kennen den Grafen von Mohakare nicht?“

Die Offiziere verneinten.

„Nun ja—in Holland ist er eine Berühmtheit. Aber auch in England wird er noch immer als Held gefeiert. Freilich ist das alles ja schon lange her, und andere Länder interessiert es nicht weiter. Dieser Graf von Mohakare hat eine Vergangenheit hinter sich, eine Karriere gemacht, wie so etwas heutzutage nur sehr, sehr selten vorkommt. Eben nur in den Kolonien ist so etwas noch möglich—und dann Glück muß man haben! Vor etwa zwölf Jahren tritt in unsere Fremdenlegion ein blutjunger Russe namens Paul Urschinsky ein, kommt nach schneller Ausbildung gleich nach Sumatra, macht einen Feldzug gegen die Atschinesen mit. Natürlich als Gemeiner. Seine Kompanie wird versprengt, die Hälfte fällt, Alle Offiziere und Unteroffiziere weggeschossen oder im Sumpfe versunken, die ganze Kompanie ist rettungslos verloren. Da übernimmt Urschinsky die Führung, und er vollbringt das Wunder, bringt, was noch lebendig ist, zum Fort zurück, daß heißt nach vielen Wochen, nach unausgesetzten Kämpfen mit den Atschinesen, schlägt sich eben überall durch. Auch den schwerverwundeten Hauptmann schleppt er mit zurück. Der sagt über ihn aus, Urschinsky wird zum Leutnant ernannt, ist gar nicht erst Unteroffizier geworden. Und die Nötige Bildung hatte er auch.

„Nun ging es schnell weiter zum Hauptmann und Major. Immer im Kampfe gestanden und immer ein fabelhaftes Glück gehabt. Nun war der junge Russe aber auch wirklich ein furchtbarer Draufgänger und ein militärisches Genie. Glück mußte man freilich trotzdem haben.

„Im fünften Dienstjahre, als der gewöhnliche Legionär eigentlich höchstens Unteroffizier hätte sein können, war er also schon Major.

„Da machen Mitglieder der englischen Königsfamilie eine Weltreise, besuchen Java, machen eine Fahrt durch die Provinz Mohakare, ihnen hat sich alles angeschlossen, was auf Java einen klingenden Namen hat, auch Verwandte des holländischen Königshauses sind dabei. In Fort Mohakare, dessen Kommandeant Major Urschinsky ist, mitten in der Wildnis gelegen, wird Quartier genommen, um in den folgenden Tagen auf Tiger und Eledanten zu jagen. In der Nacht erheben sich die Mohaks, ein kriegerischer Malaienstamm, versuchen das Fort zu stürmen. Sie sind aufs beste bewaffnet und geschult, es ist ein schon längst im geheimen vorbereiteter Aufstand, er bricht nur schon vorzeitig aus, weil man hier gerade lauter so hohe Persönlichkeiten zusammen hat.

„Ich will es kurz machen: Im Sturm kann das Fort zwar nicht genommen werden, aber die Eingeborenen wissen das Wasser des Brunnens abzuleiten, ein Ausfall ist durch die Terrainverhältnisse und aus anderen Gründen ganz und gar unmöglich, die telegraphische Verbindung ist zerstört—alles, was sich in dem Fort befindet, ist unrettbar mindestens dem Verschmachtungstode ausgeliefert.

„Wer wagt es, sich durch die Feinde nach Balwore zu schleichen, der nächsten Garnison, aber doch zwei Tage entfernt. Niemand meldet sich. Auch der Verwegenste und Kundigste hält es für unmöglich. Da übergibt Major Ur-

schinsky das Kommando dem nächsten Offizier, verkleidet sich als Malaie, schleicht bei Nacht hinaus. Ein Getümmel mit Schüssen zeigt den Zurückgebliebenen an, daß ihm der kühne Versuch mißlungen ist. Vier Tage vergehen. Die Soldaten sind vor Durst schon so entkräftet, daß sie nicht einmal mehr die Brandpfeile löschen können, die vornehmen und durchlauchtigsten Gäste, die das letzte Selterwasser bekommen haben, selbst die Damen müssen es tun, und die Malaien rüsten sich zum neuen Sturm, rücken an.

„Da—wohlbekannter Hörnerklang, aus dem Walde kommen im Sturmschritt die Truppen von Balwore, geführt von Major Urschinsky. So wurden sie in der letzten Minute noch gerettet. Sie wären alle massakriert worden.

„Es war überhaupt wirklich eine grandiose Tat des Majors, und es handelte sich um Mitglieder des englischen und holländischen Königshauses, die er vor einem entsetzlichen Schicksale bewahrt hatte. Das mußte natürlich auch grandios belohnt werden. Major Urschinsky ging nach Holland, erhielt von unserer jungen Königin den Ritterschlag, wurde zum Grafen von Mohakare erhoben. Den Dienst quittierte er aber, er ist dann nach Amerika gegangen. Dort sah er Lady Ethel Bristol wieder, die damals auch mit unter den Gästen des Forts gewesen war, und hat sie geheiratet. Lady Bristol hat im Süden große Baumwollplantagen und ist Mitbesitzerin der größten Tranraffinerie in San Franzisko. Dort ist wohl auch der Graf mit eingetreten, obwohl er immer noch zu unserer Armee gehört. Jetzt ist er Oberst und außerdem, was aber nur für einen Kriegsfall gilt und überhaupt mehr ein Ehrentitel bei uns, Kommandant von Batavia, Hauptmann von Batavia.“

Der Erzähler schwieg.

Alle die Offiziere blickten wie fragend auf Leutnant Tönnchen. Sie wagten ja nicht, an solch eine Möglichkeit zu glauben, aber...

„Sie sprechen immer von einem Russen, von Major Urschinsky,“ sagte da ein anderer der Holländer, „und ich wollte Sie nicht unterbrechen. Wissen Sie denn nicht, daß der Major, ehe er den Ritterschlag erhielt, gebeichtet hat, gar kein Russe zu sein, in der Fremdenlegion unter falschem Namen gedient zu haben? Was ihm übrigens gar nicht verübelt wurde. Dieser Graf von Mohakare, meine Herren, ist ein Landsmann von Ihnen, ein Deutscher, und heißt mit seinem richtigen Namen Artur Hennig.“

Da kam ein Soldat in Dienstuniform herein, ging an den Tisch, stellte sich stramm vor Leutnant Tönnchen auf.

„Eine Depesche an Herrn Leutnant von Tonn.“

Alle starrten in das von zwei malaischen Säbelhieben durchfurchte Gesicht, sie alle wußten, daß dieser Mann sechs Jahre in der holländischen Fremdenlegion gedient, ein Gesuch eingereicht hatte, hier noch nachträglich als Einjähriger dienen zu dürfen, daß er täglich auf dem Schlosse verkehrte...

Noch ehe den Gedanken Ausdruck gegeben werden konnte, erhob sich der Major.

„Hennig, kommen Sie mal mit heraus, hier ins Weinzimmer.“

Nur ganze zehn Minuten blieben die beiden dort drin zusammen, der Major und der Gemeine. Dann kam nur der Major zurück, Artur hatte eine andere Tür benutzt.

„Herr Leutnant von Tonn—ich habe Ihren Burschen aus besonderen Gründen auf unbestimmte Zeit beurlaubt.“

Wie wollen nicht dabei sein, wie es jetzt an dem Tisch zuging, als der Major wieder als Kamerad erzählte, was ihm der Soldat Hennig soeben offenbart hatte.—

Am anderen Morgen hatte Leutnant Tönnchen das Turnen der Offiziere zu leiten, die Reckstange, an der er gerade eine Übung vormachte, riegelte sich aus, er stürzte, erlitt einen komplizierten Oberschenkelbruch und ward im Lazarett untergebracht.

Noch am Nachmittage desselben Tages, als einmal kein Kamerad bei dem im Gypsverbande Liegenden war, meldete der Lazarettgehilfe den Grafen von Mohakare.

„Jawohl, Graf, Graf... der Kerl soll hereinkommen!“

Artur trat ein, in Zivil, ein gar vornehmer Herr.

„Hennig, Sie sind ein ganz gemeiner Lappen! oder Sie denken wohl, ich rede Sie jetzt als Her Graf an? Sie sind vorläufig als der ganz gemeine Soldat Hennig beurlaubt, verstanden? Mein Bursche sind Sie natürlich nicht mehr. So nen Kerl kann ich nicht gebrauchen. Nur weil Sie Zivillumpen anhaben, will ich Sie anders behandeln, noch anders, als Sie es verdienen, ich will meiner Verachtung Ausdruck verleihen. Setzen Sie sich dort hin—rücken Sie den Stuhl etwas mehr herum, daß ich Ihr infames Galgengesicht besser sehe—so—nun werden Sie mir Rede und Antwort stehen! Und wehe, wenn Sie einen Vorgesetzten belügen! Ich schmettere Sie sofort ins Loch! Feixen Sie nicht!“

Tönnchen verzog etwas schmerzhaft das Gesicht und fuhr fort:

„Na, mein lieber Hauptmann von Batavia, wie ich ahnungsvoller Engel Sie ja schon immer genannt habe—nun beichten Sie mal offen. Los!“

„Herr Leutnant, ich habe nichts zu beichten.“

„Nicht? Gut, ich werde Sie fragen, wie der Beichtvater fragt, und wenn Sie dann nicht vor Scham erröten, dann... haben Sie es eben nicht nötig. Weshalb haben Sie hier nicht gleich gesagt, wer Sie sind?“

„Ich bin der unsichere Heerespflichtige Artur Hennig.“

„Was Sie geworden sind.“

„Das zu sagen hatte ich absolut nicht nötig.“

Tönnchen starrte den Sprecher groß an.

„Hm. Sie sind ein... Prachtmensch. Nee, das hatten Sie eigentlich ooch wirklich nicht nötig. Sie konnten Ihre Dienstzeit doch als Einjähriger abmachen.“

„Habe ich nicht das Gesuch eingereicht? Es ist abschlägig beschieden worden.“

„Hätten Sie aber gesagt, daß Sie der berühmte Graf von Mohakare sind, der Besitzer von ungezählten Millionen—ja Bauer, das ist freilich etwas anderes.“

„Und das eben wollte ich nicht. War Artur Hennig nicht gut genug zum Einjährigen, dann sollte es auch der Graf von Mohakare nicht werden.“

Eine längere Pause. Tönnchen verzog wieder einmal schmerzhaft das Gesicht.

„Hennig,“ sagte er dann leise, „wenn Sie nicht ein ganz gemeiner Soldat wären, dann würde ich Ihnen die Hand geben. Na, da haben Sie se.“

Es war ein ernstes Lächeln, mit dem Artur den kräftigen Händedruck erwiderte.

„Nun aber weiter. Für unverheiratet durften Sie sich ausgeben, das weiß ich jetzt. Überhaupt geht mich das gar nichts an. Und wie Sie mir gestern sagten, Sie kannten den Trainer, Sie würden nach Ihrer Entlassung aufs Schloß kommen, das haben Sie ja auch sehr fein gemacht. Sie schlauer Fuchs, der sich durch die Malaien zu schleichen gewußt hat, sind ja überhaupt gar nicht zu fangen. So weit ist alles in Ordnung. Nun kommt aber die moralische Seite von

der Sache. Jetzt ernsthaft, Hennig! Oder meinetwegen auch Herr Graf! Haben Sie gewußt, daß ich der Lady Bristol den Hof mache?“

Ja, es waren sehr, sehr ernste Augen, die den Gefragten anblickten.

„Da gestatten Sie mir zunächst eine ebenso ernsthafte Frage, Herr Leutnant: Hat Ihnen Lady Ethel Bristol jemals irgendwie Hoffnung gemacht?“

Wieder eine längere Pause, Tönnchen schien angestrengt nachzusinnen.

„Hm—wenn ich mir alles so recht überlege—nee, eejentlich nich. Aber, mein schlauer Fuchs, diesmal kommen Sie nicht aus der Klemme. Sie haben dies alles erst arrangiert, um mich...“

Tönnchen bekam einen Hustenanfall, der aber künstlich zu sein schien.

„Hennig,“ sagte er dann mit tränenden Augen, „erzählen Sie mir schnell etwas recht Trauriges—von einer sauren Gurke, die sich in eine gepickelte Zwiebeln verliebt hat—ich darf ja nicht lachen, sonst geht ja mein Gips aus dem Leime—ich darf nicht an die Buketts und Torten und Gänseleberpasteten denken—für Ihr Geld—für Ihre eigene Frau—und Sie bringen diese Präsente als mein Bursche zu ihr hin... Himmel und Hölle, Hennig, so erzählen Sie mir doch etwas recht Trauriges, oder ich bekomme den Lachkrampf, und das darf nicht sein!“

Na, wenn er die ganze Geschichte von dieser Seite auffaßte, dann war es ja gut. Dadurch bewies er auch, daß er ein ganz kluger Kopf war. Klüger hätte er ja gar nicht handeln können.

„Herr Leutnant, ich bin nur auf einen Sprung hergekommen, muß mich um fünf beim Herrn Major melden, wollte nur in aller Schnelligkeit fragen, ob Ihnen morgen früh der Besuch der Lady Bristol und der Mistreß Hockins angenehm ist. Ich will Sie auch gleich noch auf etwas anderes vorbereiten. Meine Frau wird Sie innig bitten, daß Sie ihr Schmerzenslager in das Schloß verlegen. Sie waren im Schlosse ein so gern gesehener Gast, da ist gar keine Mache dabei gewesen, und inwiefern sollte sich dann etwas ändern? Und dasselbe gilt für Mistreß Hockins, die wird Sie erst recht herzinniglich bitten, daß Sie...“

„Halt!“ unterbrach Tönnchen den Sprecher. „Für eines haben Sie sich doch noch zu verantworten, ehe ich Sie wieder als meinen Burschen annehmen kann! Sie wollten doch mit der Kammerzofe ein Verhältnis haben.“

„Mit Mistreß Hockins?! Ich?!“ erklang es im Tone des vorwurfsvollen Stauens. „Ich habe doch niemals auch nur so eine Andeutung gemacht!“

„Hm. Eigentlich haben Sie ja recht. Sie haben vielmehr immer betont, daß es nur die reinste Freundschaft wäre. Das stimmt allerdings. Ja, wer ist dann diese Kammerzofe nur?“

„Kammerzofe? Herr Leutnant, wie kommen Sie nur dazu, die Mistreß Hockins eine Kammerzofe zu nennen?“

„Nu weil—weil—weil...“

„Weil die ganze Stadt sie so tituliert?“ kam Hennig dem Stockenden zu Hilfe. „Die ganze Stadt hat sich immer geirrt. Mistreß Lucy Hockins steht tatsächlich zu mir in einem Verhältnis, in einem verwandtschaftlichen—sie ist nämlich die Schwester von meiner Frau. Ist ebenfalls eine Lady Bristol.“

Weit riß Tönnchen seine Augen auf.

„Es—ist—doch—nicht—möööglich!“

„Ja warum denn nicht? Ihr Gatte, Mister Hockins, der nach kurzer, kinderloser Ehe starb, hatte in St. Louis eine Zigarrenkistenfabrik, die größte Amerikas, also überhaupt der Welt, von dieser ist meine Schwägerin noch jetzt alleinige Besitzerin...“

Artur mußte wohl erstaunt abbrechen, weil der im Bett halb aufrecht Sitzende plötzlich seinen Kopf wie eine Schildkröte gegen ihn vorreckte, als wäre der sonst etwas kurz geratene Hals aus Gummi elastikum, und dabei umspielte ein ungläubig-erstaunt-seliges Lächeln seine Lippen.

„Zigarren—kisten—macht se?!“

„Nun, sie macht sie nicht gerade selber, aber... Herr Leutnant, ich muß jetzt unbedingt gehen, muß schon Sturm marsch anschlagen. Dürfen morgen früh meine Frau und Schwägerin kommen?“

Ja, sie durften.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Noch während seines Urlaubs wurde Artur Hennig, der er hier nur sein wollte, in der Kirche seiner Heimatstadt zum zweiten Male mit Lady Ethel Bristol getraut, dann diente er als verheirateter Einjähriger noch ein halbes Jahr, worauf er die Bewirtschaftung des väterlichen Rittergutes übernahm, ein Ökonom, der ganz in dieser Beschäftigung aufging.

Das war ja auch die Sehnsucht gewesen, die ihn in die Heimat zurückgetrieben hatte.

Leutnant Tönnchen ließ seinen Schenkelbruch im Schloß ausheilen, unter der speziellen Pflege der Mistreß Hockins. Die Heilung verlief nicht ganz glatt, er hatte durch zu vieles Lachen wohl zu oft die Ruhe des geschienten Beines gestört, er behielt ein lebenslängliches Hinken, mußte den Dienst quittieren.

Nun, er hinkte nach Amerika, nach St. Louis, übernahm die Leitung der Zigarrenkistenfabrik seiner Frau, der geborenen Lady Lucy Bristol verwitweten Hockins.

Freilich war es eine etwas eigentümliche Fabriksleitung, wie sie der ehemalige Leutnant da ausübte.

„Ich habe ihn besucht. Er legt selbst tüchtig mit Hand an die Zigarrenkisten, nagelt sie allerdings nicht zusammen, sondern reißt sie im Gegenteil wieder auseinander, naglet die kerbgeschnitzten Stengelchen und Scheibchen und Sternchen in seinem grandiosen Hause an die Wände und an die Möbel und wo es sonst noch etwas anzunageln gibt, und an die Portieren und Fenstergardinen heftet er sie mit goldenen Fäden, und dabei pfeift und trällert er nach wie vor das einzige Lied, das er kennt: *Studio auf seiner Reis, jubheidi, jubheida.*“

So berichtete ein Beheimer Offizier, der einen längeren Urlaub zu einer Vergnügungs- oder wohl mehr militärischen Studienreise, wahrscheinlich in höherem Auftrage, durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika benutzt hatte, und da hatte er auch seinen ehemaligen Kameraden aufgesucht, konnte nicht genug davon erzählen, wie fürstlich er von ihm aufgenommen worden war.

„Und was macht denn unser Graf von Mohakare?“ fragte dann der Zurückgekommene.

„Der? Wissen Sie denn nicht, daß der gar nicht mehr hier ist?“

„Was, nicht mehr hier?!“

Nein, der war schon seit einem Vierteljahr fort, mit Gattin und seinem ganzen Hofstaate, hatte das Rittergut in Pacht gegeben.

„Ja warum denn nur?! Wohin denn nur?!“

Das wußte niemand. Die einen sprachen von Holland, die anderen von England, die anderen gar von Amerika.

Da, als man hierüber noch debattierte, wo der Verschwundene geblieben sein mochte, brachten die führenden Zeitungen eine Meldung:

Brasilien hat einen neuen Präsidenten bekommen, den ersten demokratisch gesinnten Juan Lopez. Sein erstes war eine vollständige Neuorganisation der verwahrlosten brasilianischen Armee. Bei solch einer Neuorganisation nimmt man gern einen tüchtigen Offizier von einer fremden Macht. Ein türkischer Offizier wird niemals die türkische Armee neu organisieren können. Bei Brasilien aber kam nicht nur europäischer Drill in Betracht, da mußte man auch an einen Guerillakrieg, an einen Schleichkrieg in Pampas und Urwald denken. England oder Frankreich? Aus politischen Gründen nicht gut angängig. Es gibt noch eine andere recht ansehnliche Kolonialmacht. Die Wahl des neuen Präsidenten war auf Holland gefallen. Auf einen Graf von Mohakare, der sich als gewöhnlicher Soldat die Offiziersepauletten auf Java und Sumatra verdient hatte.

Das war die erste Zeitungsmeldung gewesen.  
Und einige Tage später:

Der Graf von Mohakare ist bereits in Rio de Janeiro eingetroffen und hat als "General-Inspektor von Herr und Marine" die neue Organisation der brasilianischen Armee übernommen. Wie uns aus zuverlässiger Quelle mitgeteilt wird, ist dieser holländische Graf ein geborener deutscher bürgerlicher Abkunft namens Artur Hennig. Weiter erfahren wir, daß sich in seiner Begleitung, als seine rechte Hand, ein nordamerikanischer Offizier befindet, ein Oberst von Tonn, der ebenfalls, wie auch schon sein Name sagt, ein geborener Deutscher sein soll. Wir werden noch einmal darauf zurückkommen.

Mehr war von den großen führenden Zeitungen, die mit Beheim nicht eben in enger Fühlung standen, vorläufig auch nicht zu verlangen.

∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞ ∞

Wir haben diese Einleitung als eine humoristische Erzählung dem Leser nicht vorenthalten wollen.

